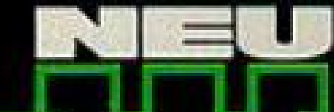
1,90 DM / Band 707

Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Geheimbund Dunkler Gral

Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Geheimbund Dunkler Gral

John Sinclair Nr. 707

von Jason Dark

erschienen am 21.01.1992

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Geheimbund Dunkler Gral

Natürlich war sein Vorhaben gefährlich und in einem Alter auch Wahnsinn, aber Horace F. Sinclair musste einfach Gewißheit haben, ob er sich geirrt hatte oder nicht.

Erst wenn das feststand, würde er John, seinen Sohn, alarmieren. Ansonsten musste er sich allein durchbeißen, schließlich war er kein alter Mann, auch wenn es seine Frau Mary immer wieder behauptete, er sah das anders.

Die anderen Mitglieder der Reisegruppe lagen schon in den Betten. Sie hatten einen anstrengenden Tag gehabt, einen sehr langen Abend dazu, aber darum kümmerte sich Horace F. Sinclair nicht. Er hatte eine Aufgabe zu erledigen.

Wenn er sich nicht getäuscht hatte, wenn alles stimmte, was er gesehen hatte, dann glich das schon einer mittleren Sensation, dann konnte er sich dazu gratulieren, dann würde ihn sein Sohn hochleben lassen wie einen großen Gewinner.

Ihm schossen zahlreiche Gedanken und Ideen durch den Kopf, während er sich auf den schmalen Weg durch die Nacht bewegte, die doch ziemlich dunkel war.

Finster und warm…

Es war diese widerliche feuchtschwüle Wärme, die zwischen den Bergen der Ardennen lag. Der vergangene Tag hatte es in sich gehabt. Die Hitze war wie ein Klotz gewesen, und in den dichten Wäldern hatte sie sich gestaut.

Um diese Zeit war niemand mehr unterwegs. Horace F. Sinclair schlich allein durch die Dunkelheit.

Die Nacht hatte zahlreiche Geräusche.

Ein Wispern und Summen, mal ein ungewöhnliches Brummen, auch der klagende Schrei eines Käuzchens war zu hören, als wollte das Tier den einsamen Mann warnen.

Sinclair schaute zurück. Der kleine Ort, in dem sie die Nächte verbracht hatten, lag eingebettet in der Schwärze der Nacht, die nicht einmal der Schein des Mondes unterbrach, denn die Wolken lagen wie eine dicke Schicht am Himmel. Es war überhaupt eine ungewöhnliche Nacht, ohne Sternenlicht und Horace F. Sinclair hatte sich auf seine Stableuchte verlassen: Noch wagte er nicht, sie einzuschalten. Dies wollte er erst nahe des alten Herrenhauses riskieren, das sein Ziel war.

Im Hauptflügel brannte hinter einer Scheibe ein einsames Licht.

Sinclair wusste, dass dort der Hausmeister oder Verwalter seine Wohnung hatte. Der Mann war auch noch um diese Zeit auf den Beinen. Damit hatte Sinclair nicht gerechnet, aber es war nicht weiter tragisch, da ihn dieser Teil des Hauses nicht interessierte. Er wollte in den Seitentrakt und würde ihn auch nicht völlig unvorbereitet betreten. Bei der Besichtigung hatte er ein Fenster geöffnet. Allerdings war dies kaum zu sehen, denn es sah aus wie geschlossen.

Das Fenster lag in Parterre. Leider ziemlich hoch. Horace F. Sinclair würde Mühe haben, es zu erreichen, aber auch da hatte er eine Lösung gefunden und heimlich, als ihn niemand beobachtete, einen Stein unter das Fenster gerollt, der ihm als Stütze diente.

Eigentlich konnte nichts schief gehen. Und wenn der Verwalter oder Hausmeister nicht gerade irgendwelche Runden drehte, hatte er freie Bahn, um sich das Entdeckte noch einmal in aller Ruhe betrachten zu können. Keiner aus der Reisegruppe hatte darauf reagiert, aber es wusste auch keiner über dieses Geheimnis Bescheid.

Das Licht hinter dem Fenster erlosch. Nicht einmal mehr ein Lichtfünkchen schimmerte in der rabenschwarzen Finsternis, die sich

wie ein gewaltiges Tuch an der Hauswand hochzog.
Über die Lippen des grauhaarigen Mannes huschte ein Lächeln.
Genauso hatte er es haben wollen.
Eigentlich konnte nichts mehr schief gehen.
Bis auf eine Kleinigkeit, die auch nicht allen Besuchern aufgefallen war, sondern nur ihm. Während der Tour hatte er im Herrenhaus einige Gestalten gesehen, die zwar durch ihre Uniformen offiziell wirkten, dem pensionierten Rechtsanwalt aber trotzdem nicht gefallen hatten.
Es mochte an ihren Gesichtern oder Augen gelegen haben, die so hart und kalt schauen konnten, als wollten sie die Besucher bis auf den Grund ihrer Seelen durchleuchten.
Diese Männer schienen es nicht zu mögen, dass überhaupt etwas besichtigt wurde, aber darum konnte sich Sinclair nicht kümmern.
Er wusste auch nicht, wo sie sich aufhielten Vielleicht wohnten sie im Haus, groß genug war es schließlich, und zur Reisegruppe hatten sie nicht gezählt.
Bisher hatte er den Weg verhältnismäßig bequem zurücklegen können. Das wurde sehr schnell anders, als ihn ein Buschgürtel aufhielt. Das Strauchwerk war ineinander verflochten, es wuchs sehr dicht und schien aus zahlreichen Händen zu bestehen, die den einsamen Mann aufhalten wollten, was Sinclair ärgerte, denn er verursachte einfach zu viele Geräusche, die in der Nacht ziemlich laut klangen.
Er trampelte sich durch, lauschte dem Knacken der trockenen Zweige nach, schob sie auch mit den Armen zur Seite und war froh darüber, die Hauswand dicht vor sich zu sehen.
Und zwar genau dort, wo sich das Fenster befand, das nicht ganz geschlossen war.
Er lächelte siegessicher, obwohl er sich gleichzeitig davor fürchtete, dass dieser kleine Trick entdeckt worden war. Das aber musste er in Kauf nehmen.
Er stemmte sich hoch. Mit der Fußspitze stieß er gegen den bereitgelegten Stein, stellte seinen linken Fuß darauf, drückte sich ab und schob sich in die Höhe.
Von außen war nicht zu sehen, ob das Fenster offen war. Er ließ seine Lampe auch noch stecken, drückte gegen die linke der beiden Scheibenhälften und hörte das leise Quietschen, in das sich gleichzeitig ein schabendes Knarren mischte.
Mit einem Ruck schwang der Fensterflügel nach innen.
Wunderbar…
Hätte er Zeit gehabt, er hätte sich die Hände gerieben, so aber kletterte er hoch, fand an der Wand noch eine kleine Stütze, hatte trotzdem große Mühe und war heilfroh, als er sich in den dahinter

liegenden Raum fallen lassen konnte.

Mit dem Kopf voran und ausgestreckten Armen tauchte er in die Dunkelheit hinein.

Er hatte alles genau behalten und wusste auch, dass ihn in Bodenhöhe kein Hindernis stören würde. Behutsam und auch langsam bewegte er sich voran. Er hörte das Trappen seiner Hände auf dem kalten Steinboden, dann war es geschafft.

Sinclair zog die Beine an, drehte sich und fluchte über den seiner Meinung nach zu lauten Atem.

Er stand auf.

Dunkelheit umgab ihn. Sehr grau, sehr schattenhaft. Aber es war nicht völlig dunkel, denn die Fenster des Saals zeichneten sich ebenso ab wie die Umrisse der zahlreichen Gemälde auf der gegenüberliegenden Wand.

Und genau diese Bilder interessierten ihn.

Nicht alle Bilder, nur ein bestimmtes. Es hing von den anderen ein wenig getrennt, als hätte derjenige, der es aufgehängt hatte, sich geschämt, dies zu tun, was natürlich Quatsch war, aber nur so war Horace F. Sinclair eigentlich darauf aufmerksam geworden.

Er schritt mutterseelenallein durch die Galerie, die mit einem dunklen Steinboden ausgelegt worden war. Die Fliesen gaben sicherlich eine gewisse Kälte ab. Durch die Sohlen seiner Schuhe spürte der alte Mann dies nicht.

Er ging weiter.

Trotz der Dunkelheit sah er den matten Glanz des Bodens. Er wirkte beinahe wie eine Wasserfläche, nur dass er nicht einsank, sondern sie ihm Widerstand entgegensetzte.

Sinclair schritt dicht an der Reihe der Gemälde entlang. Die Motive der anderen Meister interessierten ihn nicht. Sie zeigten Porträts und Landschaften, samt und sonders im Stil des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gemalt, und Sinclair wunderte sich darüber, dass man diesen Saal noch nicht mit einer Alarmanlage versehen hatte.

Anscheinend ging man davon aus, dass ein Meisterdieb das alte Herrenhaus nicht entdecken würde.

Das dritte und letzte Bild.

Sinclairs Nervosität steigerte sich. Seine Handflächen bekamen einen feuchten Schweißfilm. Noch hatte er seine Lampe nicht gebraucht, das aber würde sich ändern.

Das zweitletzte Bild in der Reihe.

Es zeigte das Gesicht einer jungen Frau, die auf dem Kopf so etwas wie eine Krone trug. Angeblich war es eine Prinzessin, die verschollen war. In der Legende hieß es, sie wäre entführt worden. Was daran stimmte, wusste Sinclair auch nicht.

Er ging weiter.
Seine Schritte schleiften über den glatten Boden. Das Herz klopfte schneller. Der Raum zwischen dem letzten und vorletzten Bild war größer als der zwischen den anderen.
Noch einanal holte er tief Luft, blieb stehen, drehte sich um neunzig Grad.
Er starrte auf das Bild!
Zu sehen war nichts. Der Rahmen schimmerte etwas heller als das eigentliche Bild. Die Leinwand dazwischen war möglicherweise bewußt düster gehalten, wurde aber aus der Dunkelheit hervorgeholt, als Sinclair seine Stableuchte einschaltete, den Strahl zwar mit den Finger teilweise abdeckte, er aber trotzdem soviel erkennen konnte, dass er einen Stich in der Brust spürte.
Unwillkürlich ging er einen kleinen Schritt zurück. Für einen Moment erwischte ihn der Schwindel. Obwohl er mit dieser Entdeckung gerechnet hatte, war er doch überrascht, als er so nahe vor seinem Ziel stand und es in aller Ruhe betrachten konnte.
Bei der Führung hatte man über das Bild so gut wie nichts gesagt.
Niemand wusste etwas über seine Herkunft. Es hatte einfach hier gehangen, und man wollte es auch nicht entfernen, da es doch einige Jahrhunderte alt sein sollte.
Sinclair hörte sich schnaufen. Durch die Nase hatte er tief Luft geholt. Seine Augen brannten, der Mund zuckte an den Winkeln, und er schaute noch einmal genau hin.
Ja, es gab keinen Zweifel!
Im Hintergrund sah er einen roten Mond oder eine rote Sonne. Sie war nur in einem kleinen Ausschnitt zu sehen, denn sie wurde von drei Dingen verdeckt.
Erstens von einer grünen Säule, die an ihrem oberen Ende mit einer runden Plattform versehen war, auf dem ein bleicher Totenschädel seinen Platz gefunden hatte.
Hinter der Säule wurde das Bild von dem Gesicht einer bleichen Frau eingenommen, deren schwarzes Haar den Kopf wie eine Flut umwuchs und hinab bis auf die Schultern fiel. Das Gesicht der Frau zeigte einen sehr ernsten Ausdruck, man hätte ihn wohl als feierlich bezeichnet, und die Handlung, die sie beging, gehörte ebenfalls dazu. Sie hatte den rechten Arm angehoben und gleichzeitig angewinkelt. Mit einer Hand, die im Gegensatz zu ihrem Gesicht eine alte, verschrumpelte Haut aufwies, hielt sie den Griff eines Gefäßes umklammert, das in einem satten Goldton schimmerte.
Es war ein Kelch, und aus dem Kelch drangen dünne Rauchschwaden.
Bis zu diesem Zeitpunkt hätte auch ein Horace F. Sinclair das Bild akzeptiert, ohne gleich in eine Art von sanfter Panik oder Erregung zu

verfallen. Sein Grund war ein anderer.
Er kannte das Gefäß.
Sein Sohn besaß es.
Es war der Dunkle Gral!
Auf dem Weg zu seinem Ziel hatte sich Horace F. Sinclair immer wieder geschworen, sich zusammenzureißen. Das war nun nicht möglich. Dieser Anblick des Bildes überwältigte ihn so sehr, dass er seinen rechten Arm nicht mehr ruhig halten konnte.
Die Hand fing an zu zittern, und die Lampe mit, so dass der Strahl, den er nicht mehr abdämpfte, wie ein Irrlicht über das Gemälde hinweghuschte.
Der Dunkle Gral!
Ihm schoss der Begriff durch den Kopf. Eine Gänsehaut ließ er auf seinem Rücken zurück, denn er dachte daran, was sein Sohn, der Hüter des Dunklen Grals, alles durchgemacht hatte, um in den Besitz dieses Gefäßes zu gelangen.
Es war der Gral, das stimmte schon. Aber auf dem Bild fehlte noch etwas.
Eine rote Kugel, die genau in die Öffnung passte. Die hatte der Maler vergessen oder nichts davon gewußt.
Horace F. Sinclair konnte sich von diesem Anblick einfach nicht lösen. Immer wieder musste er auf das Bild schauen und saugte jedes Detail in sich ein. Er kam sich dabei vor wie ein Schwamm, der trocken war und nach Flüssigkeit gierte. So erging es ihm mit den Informationen, die er leider nicht bekam, denn er fand kein Signum des Malers, so sehr er das Bild auch absuchte.
Das allerdings war im Moment zweitrangig. Wichtig allein war das Bild, das den Dunklen Gral zeigte. Und darüber musste sein Sohn John informiert werden, und zwar so schnell wie möglich. Sinclair wollte ihn in der Nacht noch anrufen. Bei John spielte es keine Rolle, ob er aus dem Schlaf gerissen wurde, das geschah bei seinem Job sehr oft. Er würde auch Verständnis dafür haben.
Sinclair schaute auf seine Uhr. Es war noch nicht einmal Mitternacht. In einer Stunde konnte er John an der Strippe haben. Die Frühmaschine nach Brüssel startete bestimmt von Heathrow aus, und von der belgischen Hauptstadt aus war es nicht mehr weit bis zu den Ardennen, wo sich Horace F. Sinclair mit einem Wanderclub verkrochen hatte.
Er würde verschwinden und dabei wieder den inoffiziellen Weg nehmen. Bei der Betrachtung des Bildes war er tief in seine eigene Gedankenwelt versunken, er hatte zwangsläufig nicht auf die Umgebung achten können und hörte plötzlich ein Geräusch, das ihn auf der Stelle warnte.
Etwas war mit einem Knall zugeschlagen.

Es konnte eine Tür gewesen sein, aber auch die fiel nicht von allein zu, da musste es zumindest Durchzug gegeben haben. Soviel ihm bekannt war, standen weder Türen noch Fenster offen.

Hatte man ihn entdeckt? Wusste man von seinem Eindringen? Kamen sie jetzt, um ihn zu suchen? Als erstes löschte Sinclair seine Lampe! Er blieb auch nicht stehen und huschte mit leisen Schritten auf das Fenster zu, durch das er eingestiegen war. Er hatte es nicht wieder geschlossen, ein Flügel stand offen. Sinclair hatte gerade ein Bein gehoben, um den Fuß auf die Fensterbank zu stemmen, als er die Schritte hörte.

Diejenige Person, die da kam, gab sich nicht einmal Mühe, die Schritte zu verbergen. Sie musste sich ungemein sicher fühlen, denn sie spazierte durch das große Herrenhaus völlig normal.

Sinclair überlegte. Was tun? Er schaute zurück. Noch war nichts zu sehen. Wer immer da kam, er musste sich in einem anderen Teil der Halle befinden oder in dem Raum daneben. Das alles war nur eine Einnahme, die ihn auch nicht zu interessieren hatte. Er musste so rasch wie möglich die Flucht ergreifen.

Trotz seines Alters bewegte er sich noch erstaunlich geschmeidig.

Er stand für einen Moment auf der Bank, schaute nach draußen und sah das dichte Gestrüpp unter sich wie eine breite Wand aus Wolken.

Er sprang!

Der dumpfe Aufprall kam ihm laut vor. Sinclair stürzte auch nach vorn, stieß mit den Händen ab und war doch froh, es hinter sich zu haben.

Zumindest die erste schlimme Gefahr war gebannt. Er kam wieder hoch. Die Schritte waren sogar noch hier draußen zu hören. Ihre Echos klangen durch das offene Fenster. Sinclair konnte sich vorstellen, dass der Unbekannte jetzt den Fleck erreicht hatte, wo er gestanden und sich das Bild angeschaut hatte.

Er schluckte, huschte weiter, hielt sich dicht an der Hauswand, bevor er eine Lücke im Buschwerk fand, die er mit schnellen Schritten passierte.

Erst dann drehte er sich um.

Über dem Buschwerk hob sich die Mauer des Herrenhauses ab.

Unterbrochen von zahlreichen Fenstern erinnerte sie ihn an eine Galerie. Das Fenster, auf das er gestiegen war, stand noch offen, und hinter dem rechteckigen Ausschnitt entdeckte er eine Gestalt.

Dunkel und drohend hob sie sich vor dem Hintergrund ab. Sie hatte kein Gesicht, sie sah aus wie ein Schatten, der aus irgendeiner Tiefe hochgekommen war.

Sie stand nur da. Hatte sie ihn gesehen?

Horace F. Sinclair duckte sich so tief wie möglich. Er hörte sein Herz laut schlagen. Die kleinen Echos klangen bis zu den Rippen durch, und

er wartete darauf, dass die Gestalt etwas tat.
Sie unternahm nichts, blieb einfach stehen, bewegte dann ihren Kopf und nickte in Sinclairs Richtung, wobei dieser nicht wusste, ob er tatsächlich gemeint gewesen war.
Dann zog sie sich zurück.
Für ihn sah es so aus, als würde sie in den Raum hineinschweben.
Ein Fensterflügel bewegte sich, als geschlossen wurde. Das Knarren drang als letztes Geräusch an Sinclairs Ohren.
Dann war es still.
Er wartete ab. Nur nicht den Fehler machen und sofort wegrennen. Möglicherweise hielt sich der Unbekannte noch am Fenster auf und wartete nur auf eine falsche Reaktion. Wenn er Sinclair bisher noch nicht gesehen hatte, dann würde er ihn entdecken.
Die Zeit verstrich.
Sinclair war das lange Hocken nicht mehr gewohnt. Seine Muskeln schmerzten in Höhe der Oberschenkel, er musste sich einfach bewegen und stöhnte leise auf, als er sich in die Höhe drückte.
Geschafft.
Dann wartete er. Der Nachtwind fuhr in die Täler hinein und streichelte nicht nur die raschelnden Blätter, sondern auch sein naß geschwitztes Gesicht. Im Nachhinein war er froh, diesen Weg gegangen zu sein, denn er hatte auch diese Gefahr überstanden.
Noch einmal atmete er tief durch, dann drehte er sich um, weil er zurück in das kleine Hotel gehen wollte, wo die Wandergruppe die Nacht verbrachte.
Das Hotel lag, ebenso wie der Ort, in einer Senke. Umgeben von weiten Wiesen und Bergflanken, die mit dichten Wäldern bestückt waren, so dass sie manchmal so wirkten wie große Inseln, die sich an der helleren Fläche festklammerten.
Es war ein romantisches Bild, denn auch das Glitzern eines kleinen Bachs gehörte dazu.
Aber dafür hatte Sinclair keinen Blick. Er musste so schnell wie möglich das kleine Hotel erreichen und sich mit seinem Sohn in Verbindung setzen. John würde sich um dieses Bild kümmern. Das musste er praktisch, denn möglicherweise gab es eine Verbindung zwischen dem Dunklen Gral und diesem Bild.
Er ging weiter und war sehr in Gedanken versunken. Der Weg zeigte keine Teerdecke. Wie eine helle, schmale Furche durchschnitt er das satte Grün der Landschaft. Es gab keine Zäune, man konnte überall hingelangen, und Sinclair gefiel diese Umgebung.
Dann aber blieb er stehen.
Es war, als wäre er geschlagen worden, denn wie aus dem Nichts war eine Gestalt vor ihm aufgetaucht.
Ganz in Schwarz gekleidet, ein Schatten, der lebte und mit dem zu

vergleichen, den Sinclair hinter dem Fenster gesehen hatte. Die Gestalt tat nichts. Sie stand einfach nur auf dem Weg und rührte sich nicht. Aber sie allein war Drohung genug. Sinclair würde sich davor hüten, einen Schritt vorzugehen.

Welche Gedanken durch seinen Kopf wirbelten, wusste er nicht.

Es kamen einfach zu viele zusammen. Er versuchte auch herauszufinden, ob er einen Fehler begangen hatte, aber auch das konnte er nicht behaupten.

Jedenfalls war jemand schlauer gewesen, als er gedacht hatte, und dieser Jemand würde ihm sicherlich Fragen stellen wollen, die er nicht unbedingt gern beantwortet hätte.

Sinclair ging zurück.

Einen Schritt, den nächsten, dann blieb er abrupt stehen, denn er war gegen ein Hindernis gelaufen.

Etwas hatte ihn gestoppt, bohrte sich in seinen Rücken und übte Druck aus.

Sinclair wusste jetzt, was er zu tun hatte. Nicht mehr bewegen.

Den anderen zu reizen, könnte tödlich für ihn ausgehen. Das war eine Falle, eine verdammte Falle, und er war hineingetappt.

Er wollte nichts von ihnen, umgekehrt war es anders. Sie würden ihm Fragen stellen, sie mussten gesehen haben, wie er das Herrenhaus verlassen hatte. Sie waren ihm auf den Fersen geblieben, und Sinclair sah seine Felle davonschwimmen.

Er schielte nach rechts.

Dort breitete sich wie ein dunkler Teppich eine Wiese aus. Über das hohe Gras strich der Wind und kämmte die Spitzen, als wollte er mit ihnen spielen.

Wie aus dem Nichts erschien dort auf der Wiese die dritte Gestalt, die sich lautlos auf Sinclair zu bewegte. Sie sprach nicht, sie schien auch nicht zu atmen, sie war einfach da.

Dann blickte er nach links.

Wie zu erwarten, sah er die vierte Person. Sie war hinter dem Stamm einer Esche erschienen, deren Baumkrone sich zu einem ausladenden Astwerk verzweigte, das selbst im heißen Sommer noch immer genügend Schatten spendete. Vier gegen einen alten Mann.

Das war einfach zuviel.

Horace F. Sinclair hielt sich an die Regeln. Nichts sagen, nichts tun, ruhig sein, die anderen nicht provozieren, das war am besten.

Sie nur nicht reizen.

Waffen trugen sie nicht, zumindest konnte er keine an ihnen entdecken. Dafür verhüllten lange Kutten ihre Gestalten. Sie sahen aus, als gehörten sie zu einem Geheimbund. Die Kapuzen hatten sie hochgeschoben. Bleiche Gesichter füllten die Ovale aus. Sinclair kam es vor, als wäre die Haut mit bleicher Kreide bemalt worden.

Er versuchte ein Lächeln. Vielleicht kam es an, so dass er sie von seiner Harmlosigkeit überzeugen konnte, aber die Gestalten reagierten nicht darauf.

Stattdessen griffen sie zu.

Hart waren die Griffe ihrer Hände, die Sinclair an verschiedenen Stellen seines Körpers spürte. Allein dieser Druck bewies ihm, dass er sich wie ein Gefangener zu fühlen hatte.

Und als er diese Klammern spürte, da wurde ihm klar, dass er seine Pläne vergessen konnte. Nichts war mehr mit dem Anruf, kein Hilfeschrei an seinen Sohn, sie würden ihn packen, wegschleifen und wahrscheinlich verhören.

Was geschah, wenn sie mit seinen Antworten nicht zufrieden waren? Würden sie ihn dann töten? Die Kleidung der Männer deutete auf einen Geheimbund hin, und gerade Geheimbünde gaben darauf acht, dass ihre Identität nicht ans Tageslicht geriet. Sie mussten sich verstecken, niemand durfte wissen, wer sich hinter den bleichen Gesichtern verbarg, die denen von Tänzern glichen, wenn sie über die Bühne huschten, denn auch sie sahen gleich aus. Sie schleppten ihn weg.

Horace F. Sinclair unternahm erst gar nicht den Versuch, sich zu wehren. Erstens besaß er nicht die Kraft, und zweitens wäre er nicht weit gekommen, auch wenn er sich befreit hätte.

Sie führten ihn nicht wieder auf das Herrenhaus zu, sondern blieben auf dem Weg, der in den kleinen Ort führte. Er hörte ihre Schritte, die sich in den Klang seiner eigenen mischten. Es hatte seit gut einer Woche nicht mehr geregnet. Dementsprechend staubig war der Boden geworden, und unter den Schuhen der Männer stoben kleine Staubwolken hoch, bis sie über den weichen Teppich einer Wiese schritten, die vor ihnen lag wie ein dunkler Schatten.

Abermals hörte Horace F. Sinclair den Schrei eines Käuzchens. Er schrak diesmal mühsam zusammen, weil er an die Symbolik und den alten Aberglauben dachte, bei dem es hieß, dass jemand sterben würde, wenn er den Schrei eines Käuzchens hörte.

Sollte ihn das Schicksal diesmal getroffen haben?

Sinclair wollte nicht daran glauben, er konnte den Gedanken aber nicht vollständig verdrängen.

Sie gingen mit ihm auf eine kleine Waldinsel zu. Aus einiger Distanz gesehen wirkte die sehr kompakt, aber Sinclair erkannte später, dass sie genügend Lücken aufwies, die sogar so breit waren, dass sie eine große dunkle Mercedes-Limousine hindurch ließen, die in dem Wald stand und sicherlich den vier Männern gehörte.

Es war ein alter Mercedes 600, der noch verlängert worden war, um repräsentative Zwecke zu erfüllen. Jetzt diente er den vier Geheimbündlern als fahrender Untersatz.

Vor den Wagen blieben sie stehen Bisher hatte keiner von ihnen gesprochen. Sinclair musste sich umdrehen, ihnen den Rücken zuwenden und sich dann nach vorn fallen lassen. Mit beiden Händen konnte er sich am Dachrand des Wagens abstützen.

Auch jetzt sprachen sie nicht, als sie darangingen, ihn zu durchsuchen. Sie klopften ihn geschickt ab, fanden alles, was er bei sich trug.

Es war nicht viel. Natürlich keine Waffe, wichtig für sie war die Brieftasche, in der auch die Papiere des Anwalts steckten.

Horace drehte sich nicht um. Er hörte nur, wie sie die Brieftasche durchsuchten, die Papiere fanden, vernahm ein Flüstern, dann huschte ein Lichtschein durch die Dunkelheit, der auf der schwarzen Karosserie des Wagens einen funkelnden Reflex hinterließ.

Der schmale Lampenstrahl wurde geschwenkt und in die richtige Position gebracht. Da er sich nicht mehr bewegte, ging Sinclair davon aus, dass sie sich seine Papiere genauer anschauten.

»Sinclair…«

Jemand zischte den Namen, und Horace hatte sehr genau hingehört. Das war nicht nur einfach dahingesagt worden, dieser Kerl hatte ihn so ausgesprochen, als würde er ihm etwas sagen.

Wenig später bekam er die Bestätigung. »Der Sinclair?« hieß es.

»Nein, dazu ist er zu alt.«

»Aber er stammt aus England.«

»Eine zufällige Namensgleichheit?«

»Das glaube ich nicht.«

»Wie kann er auf unsere Spur gekommen sein?«

»Keine Ahnung.« Schweigen, Pause, und Horace fand Gelegenheit, seinen eigenen Gedanken nachzugehen. Der Name Sinclair sagte ihnen also etwas. Wahrscheinlich meinten sie damit seinen Sohn, denn der war mittlerweile doch ziemlich bekannt.

Dass Horace das Bild entdeckt hatte, war wirklich ein Zufall gewesen, aber der konnte sehr gefährlich für ihn werden, vielleicht sogar tödlich enden.

»Es ist noch zu früh«, sagte jemand. Die anderen drei stimmten dem Sprecher zu. »Was machen wir mit ihm?« Horace spitzte die Ohren, doch er bekam nichts von ihrer geflüsterten Unterhaltung mit.

Würden sie für seinen Tod stimmen?

»Er darf unser Geheimnis nicht weitergeben, noch nicht. Wir müssen erst mächtiger werden.«

»Ein Toter würde Aufsehen erregen.«

»Stimmt.«

»Wir können ihn trotzdem nicht laufen lassen. Wir müssen ihn aus dem Verkehr ziehen.«

»Dann mach du es.«

»Werde ich auch!«

Die letzten drei Worte hatten den alten Mann hart getroffen. Er war auf alles gefasst. Hinter ihm raschelte es, als sich der Mann näher an ihn heranbewegte. Sinclair spürte das kalte Gefühl im Nacken. Er rechnete mit dem Schlimmsten.

Da konnte eine Kugel aus einer schallgedämpften Waffe rasen und seinen Kopf zerfetzen. Da hätte jemand ein Messer ziehen können, um es ihm in den Rücken zu stoßen.

Alles war möglich.

Aber die Männer hatten sich für eine andere Möglichkeit entschieden. Er roch sie.

Chloroform, dachte er noch.

Dann wischte etwas von hinter um seinen Kopf herum, an seinem Gesicht entlang und presste sich wie ein feuchter Schwamm auf seinen Mund. Der Gestank des Betäubungsmittels nahm noch mehr zu.

Sinclair musste einfach Luft holen, tat dies auch und merkte schon beim ersten mal den Schwindel, der ihn packte.

Dabei blieb es nicht. Andere Kräfte zerrten an ihm und rissen ihn herum.

Er fiel.

Der Schacht war da, als hätte er nur darauf gewartet, ihn schlucken zu können.

Dann sackte die Welt um ihn herum einfach weg.

»Gut«, lobten sich die Männer gegenseitig. »Das war eine ausgezeichnete Lösung.«

Ein anderer widersprach. »Da wird es aber Probleme geben. Denk an seinen Sohn.«

»Auf den sind wir jetzt vorbereitet.«

»Wie du meinst.«

»Los, schaffen wir ihn weg. Er wird sich wundern…« Der Sprecher schickte seinen Worten noch ein Lachen hinterher. Danach verstauten sie den Bewusstlosen in ihrem Wagen und fuhren ab …

***

Das Weinen meiner Mutter hatte ich noch im Ohr, als sie mich angerufen und mir mitgeteilt hatte, dass mein Vater verschwunden war.

Er hatte sich nicht mehr gemeldet und war mitten in der Nacht verschwunden, als hätte er sich von seinem Wanderclub einfach sang und klanglos abgesondert.

»Das ist sonst nicht seine Art, John.«

»Stimmt, Mutter.«

Sie unterbrach ihr Weinen. »Da ist etwas passiert. Seit vier Tagen bereits wird er vermisst. Ich kenne diesen alten sturen Mann doch.«

Sie wurde beinahe wütend. »Er hat seine Finger sicherlich in Angelegenheiten gesteckt, die ihn nichts angehen.« Sie räusperte sich. »Da ist er fast so schlimm wie du, John.«

Ich enthielt mich einer Bemerkung und kam zur Sache. »Seit vier Tagen ist er also verschwunden.«

»Ja, John.«

»Und er war in Belgien wandern.«

»In den Ardennen. Es waren nur Senioren aus Schottland. Ein Reisebüro hat den Trip organisiert. Die Filiale ist bei uns, aber die Zentrale befindet sich in London.«

»Was ist mit den anderen Männern?«

»Die haben ihre Wanderung abgebrochen. Dad ist mitten in der Nacht verschwunden. Alle haben gedacht, er würde in seinem Bett liegen und schlafen, aber nein, das war nicht der Fall, er muss das Haus noch einmal verlassen haben.«

»Das Ziel kannte natürlich keiner, Mutter.«

»So ist es.«

Sie begann wieder zu weinen, und auch mir rann es kalt den Rücken hinab. Schließlich kannte ich meinen Vater, und ich wusste auch, dass er kein Feigling war, mit offenen Augen durch die Welt ging und mir schon manchen Tipp gegeben hatte, der mich auf die Spur eines magischen Verbrechens geführt hatte.

»Die übrigen Männer sind verhört worden; Mutter?«

Ich hörte sie schluchzen. »Ja, die Polizei hat sich ihrer angenommen und auch eine Suchaktion durchgeführt, aber dein Vater ist und bleibt verschwunden. Ich kenne den Grund auch nicht. Zuerst habe ich an eine Erpressung gedacht…«

»Das wäre nahe liegend.«

»Es ist aber keine, denn es hat sich niemand bei mir gemeldet, John. Das kann also nicht dahinter stecken.«

»Womit hätten sie euch schon erpressen können, Mutter?«

»Mit dir. Um dich von einem Fall abzuhalten.«

»Egal was ist, John, und ob du in einem tiefen Stress steckst, du musst etwas tun. Es geht um deinen Vater. Ich erinnere mich noch genau, wie man mich entführt hat. Und wieder ist es in Belgien. Erinnere dich an diesen alten Beginenhof.«

»Daran habe ich schon gedacht.«

»Jedenfalls musst du etwas unternehmen, John – bitte.«

»Sicher, Mutter, sicher.«

Sie holte einige Male Luft. »Und du sagst mir Bescheid, Junge?«

»Sofort, wenn ich etwas erfahren habe.«

An dieses Gespräch musste ich denken, als ich in der Zentrale des Reisebüros stand und plötzlich einen Kloß im Hals spürte. Er hockte dort wie ein Klumpen aus Metall und ließ sich einfach nicht

vertreiben. Ich war aus der Schwüle des Tages in den klimatisierten Raum gekommen, empfand die Temperatur als sehr angenehm, schwitzte aber trotzdem. Es war die innerliche Kälte.

Ganz unangemeldet kam ich nicht. Ich hatte zuvor mit dem Chef telefoniert und erkundigte mich bei einem blondgelockten und braungebrannten Wesen auf zwei langen Beinen nach Mr. Simmering.

»Wen darf ich melden?«

»John Sinclair.«

»Moment bitte.« Das Wesen griff zum Telefon und führte mich, als sie das Okay erhalten hatte in Mr. Simmerings Büro, in dem die ganze Welt zu Hause war, jedenfalls sah ich die Wand vor lauter Plakaten nicht mehr.

Alles war vertreten. Europa, Afrika, Asien, Amerika und Australien.

Da konnte ich mich nur wundern und auch daran denken, wie wenig Urlaub ich doch in den letzten Jahren bekommen hatte. Allerdings war ich dienstlich viel gereist.

Mr. Simmering wartete mit der Begrüßung, bis ich die Plakate blickmäßig genügend bewundert hatte, und meinte dann: »Da kommt man schon wahrscheinlich ein Verwandter von ins Träumen, nicht wahr?«

»Stimmt.«

»Die. Reisen sind nicht einmal so teuer, Mr. Sinclair. Sie müssen nur nicht in der Hauptsaison fahren und…«

»Ich dachte da eher an eine schlichtere Reise.«

»Auch die bieten wir an.«

»An eine Wanderung durch die Ardennen, zum Beispiel.«

Er setzte sich. Nein, er ließ sich regelrecht auf seinen Stuhl fallen, der noch nachfederte. Auf seinem Gesicht zeigte sich kein Lächeln mehr, der Sonnyboy hatte sich verwandelt und fürchte die Stirn.

Sein Haar war fast ebenso gelb wie der leichte Sommeranzug, den er zum weißen Hemd und zur knallbunten Krawatte trug. Er hatte seine Mähne nach hinten gekämmt und sie mit Gel in Form gebracht.

Die Augen zeigten ein intensives Blau, das bereits einen Stich ins Grünliche bekommen hatte. Auch er wies dieselbe Gesichtsbräune auf wie seine Verkäuferinnen. Man wollte Kunden ja das Fernweh schmackhaft machen.

Ich hatte mich gesetzt. Es war ein Stuhl aus Metall und einem Kunststoffgeflecht, das unter dem Druck meines Körpers leicht nachgab. Mr. Simmering hockte hinter seinem Schreibtisch und erwartete meine bestimmt nicht angenehmen Fragen.

»Sie wissen Bescheid, nicht wahr?«

Er nickte. »Und ob ich Bescheid weiß.« Dabei spielte er mit einem Reklamebleistift, auf dem das Zeichen der Firma abgedruckt war, eine lachende Sonne. Das Reisebüro hieß »Sunshine«.

»Und?«
»Sie können mir glaube, dass es mehr als unangenehm ist, Mr. Sinclair, aber es hat keinen Sinn gehabt, weiter zuforschen. Mr. Horace F. Sinclair, ist verschwunden.«
»Er ist mein Vater.«
»Noch schlimmer.«
»Frage, Mr. Simmering. Wie kann man so einfach verschwinden, wenn man eine Wandertour machen will?«
»Ich weiß es nicht«, erklärte er bedauernd. »Ich weiß es wirklich nicht, Mr. Sinclair. Wenn es Brasilien gewesen wäre oder manche Länder des Orients, dann hätte ich dafür noch Verständnis gehabt, aber Belgien, noch eine Wanderung durch die Ardennen, also das will mir einfach nicht in den Sinn.«
»Mir auch nicht. Aber trotzdem ist es passiert.«
»Die belgische Polizei hat auch nichts herausgefunden, Mr. Sinclair. Ich bin auf sie angewiesen, um…«
»Sagen Sie mir nur, wie die Wandertouren ablaufen. Erklären Sie mir gewisse Einzelheiten.«
»Also völlig normal.«
»Was bedeutet das?«
»Nun ja, man fliegt nach Brüssel, wird dort abgeholt und an einem bestimmten Punkt abgesetzt. Die Begleitung ist gleichzeitig Betreuung. Sie kümmert sich auch um das Gepäck, das vorausgefahren wird und immer in den entsprechenden Hotels bereitliegt. Die Strecke ist auch nie sehr lang, sie ist so bemessen, dass sie auch von älteren Menschen bequem geschafft werden kann.«
»Gut, das sind die allgemeinen Bedingungen. Was lief genau an dem Tag oder in der Nacht ab, als mein Vater nicht mehr zurückkam.«
»Die Gruppe hatte ihre Strecke zurückgelegt und war in einem kleinen Ort gelandet.«
»Name?«
»Da muss ich nachschauen.«
»Tun Sie das, Mr. Simmering.« Er war vorbereitet gewesen und hatte die Akte bereitliegen. Er blätterte nicht mehr lange, dann hatte er es gefunden. »Ah ja, hier ist der Name des Ortes.«
»Wie lautet er?«
»St. Produce. Sie wissen ja, das ist die Valonie, wo französisch gesprochen wird.«
»Ist mir alles klar, Mr. Simmering. So weit bin ich schon herumgekommen. Was hat die Gruppe dort getan? Gab es einen besonderen Grund, dass die Männer gerade nach St. Produce wanderten?«
»Nein, eigentlich nicht.«
»Und uneigentlich?«

Er lachte meckernd. »Es ist so. Jeder Punkt, der angelaufen wird, hat etwas zu bieten. Mal kann ein Schloss besichtigt werden, mal ein Museum, mal ein Heldenfriedhof, denken Sie an die Schlacht in den Ardennen, und gerade bei der älteren Generation sind diese Friedhöfe doch sehr beliebt. So kann man sich dann die wanderfreien Stunden vertreiben und dabei noch etwas lernen.«

»Sehr schön«, sagte ich.

»Möchten Sie noch etwas wissen?«

»Ja, was hat die Gruppe in St. Produce besichtigt?«

»Ein altes Herrenhaus.«

»Weshalb?«

»Wegen der Gemälde und Kunstschätze, nehme ich an. Ich selbst war noch nicht da, habe es nur aus meinen Unterlagen erfahren. Hier ist sogar ein Foto des Hauses. Sie können es übrigens behalten, Mr. Sinclair.«

»Danke sehr.«

Ich schaute mir das Bild an. Die Aufnahme zeigte die Vorderfront eines breiten Hauses, das schon schlossähnliche Ausmaße aufwies, aber längst nicht so hoch war. Es bestand aus zwei Trakten, die im rechten Winkel zueinander standen.

»Ihr Vater hat an der Besichtigung teilgenommen und ist dann mit den anderen nach St. Produce zurückgekehrt. Warum er sein Zimmer in der Nacht noch einmal verlassen hat, das kann ich Ihnen nicht sagen. Das weiß keiner.«

Ich nickte, steckte das Foto ein und erkundigte mich nach dem Namen des Hotels.

Mr. Simmering lächelte etwas. »Es hat einen etwas ungewöhnlichen Namen. Es heißt Hotel des Jambon.«

»Wie Hotel Schinken?«

»Ja, vielleicht wissen Sie, dass der Ardenner-Schinken weltberühmt ist, und in der Nähe des Ortes werden auch die entsprechenden Schweine gehalten. Da gibt es große Farmen, wo sie unter natürlichen Bedingungen leben und auch das entsprechende Futter bekommen. Die werden nicht mit Chemie voll gestopft wie manche Kälber und Rinder.«

»Trotzdem landen sie auf dem Frühstückstisch.« Ich wechselte das Thema. »Ist Ihnen sonst noch etwas eingefallen?«

»Nein, Mr. Sinclair, ich kann Ihnen, leider nicht weiterhelfen. So gern ich es getan hätte.«

»Okay, ist schon gut.« Ich erhob mich, und auch er stand auf. »Den Weg finde ich allein, Mr. Simmering, erfreuen Sie sich weiter an Ihren tollen Plakaten.«

Er lachte. Den Sarkasmus in meiner Stimme hatte er nicht bemerkt.

Nicht gerade fröhlich verließ ich das Büro. Mir lief die langbeinige

Blondine über den Weg und strahlte mich an wie eine Puppe aus der TV-Werbung. »Nun, Mister, hat der Chef Ihnen eine Reise empfohlen?«
»Das hat er.«
»Toll…«, sie strahlte noch mehr und drückte ihre Busen vor. »Wo geht es denn hin?«
»In die Hölle, Mädchen. Er empfahl mir eine Reise in die Hölle.«
Sie wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Erst an der Tür hörte ich ihr Kichern hinter mir aufklingen. Aber das war mir auch egal. Ich war bereits auf Belgien geeicht. Glenda Perkins sah meinem Gesicht an, dass ich keinen Erfolg gehabt hatte und fragte, als ich das Vorzimmer betrat: »Nichts, John?«
»Fast nichts.«
»Was gab es denn?« Ich erzählte es ihr. Sie saß auf der Schreibtischkante und hörte mir zu.
Glenda trug einen kurzen schwarzen Stretchrock und eine gelbe Bluse mit weißen Punkten, die einen Ausschnitt besaß, der mich an einen breiten, lächelnden Mund erinnerte.
Ich stützte mein Kinn gegen die Handfläche und sagte: »Es hilft alles nichts, Glenda, ich muss nach St. Produce.«
»Ha?«
»Der Ort liegt in Belgien, da ist mein Vater zum letzten mal gesehen worden. Er ist auch bekannt für seine Schweinezucht, hat man mir wenigstens gesagt. Und dass mein alter Herr verschwunden ist, betrachte ich als, die größte Schweinerei.«
»Was glaubst du denn, was dahinter stecken könnte?«
»Keine Ahnung.«
»Erpressung?«
»Hat sich jemand gemeldet und Forderungen gestellt?«
»Nein.«
»Eben. Ich gehe einfach davon aus, Glenda, dass mein alter Herr etwas gesehen oder getan hat, was er nicht sehen oder tun sollte. So einfach ist das.«
»Und weiter?«
»Ich werde ebenfalls nachschauen, aber im Gegensatz zu meinem alten Herrn bin ich gewarnt und auch einige Jahre jünger. Ich werde mich schon zu wehren wissen.«
»Das hoffe ich doch, John.«
Ich ging zur Kaffeemaschine. »Die braune Brühe ist frisch«, erklärte Glenda.
»Danke.«
»Bei dem heißen Wetter ist Kaffee sowieso das Beste.«
»Klar, man schwitzt so schön.« Ich verschwand mit der Tasse in mein Büro, setzte mich hinter den Schreibtisch und spürte wieder den Kloß in der Kehle, denn der nächste Anruf fiel mir ziemlich schwer. Ich

musste meiner Mutter von dem nicht gerade großen Erfolg berichten.
Sie hob so schnell ab, als hätte sie neben dem Apparat gelauert.
»Ja, ich…«
»Ich bin es, Mutter.«
»Ha…«, sie lachte etwas schrill auf. »Ich dachte schon, es wäre dein Vater gewesen.«
»Nein, nein das nicht. Aber ich habe einige Nachforschungen angestellt. Ich war in dem Reisebüro und…«
»Hat es was gebracht?«
»Jedenfalls fahre ich so schnell wie möglich nach Belgien, und zwar dorthin, wo Vater zum letzten mal gesehen worden ist. Da werde ich den Hebel dann ansetzen.«
»Gibt es denn eine Spur?«
»Wenn nicht, finde ich eine, Mutter. Darauf kannst du dich hundertprozentig verlassen.«
»Ja, John, bitte. Und du hältst mich auf dem Laufenden? Sagst mir Bescheid, wenn du eine Spur von Vater gefunden hast.«
»Immer doch«, beruhigte ich die alte Dame.
»Es ist wichtig, Junge. Auch wenn es schlimm sein sollte. Versprichst du mir das?«
»Gern.«
»Dann wünsche ich uns allen Glück.« Ich war erleichtert und verkrampft zugleich, als ich den Hörer auflegte. Ich konnte es meiner Mutter nachfühlen, wie es ihr ging. Auch ich fühlte mich schlecht, aber ich reagierte nicht so emotional wie sie.
Ich war der Polizist, und ich war es gewohnt, nach Verbrechern zu fahnden. Zwar konnte ich die persönlichen Motive nicht immer ausschließen, aber ich ging doch kälter an den Fall heran als manch anderer.
Glenda betrat mein Büro. An der Tür blieb sie stehen. »Nimmst du Suko auch mit?«
»Das wäre mir am liebsten. Wo steckt er eigentlich?«
»Bei Sir James. Wahrscheinlich geht es um die Belgien-Sache. Du sollst dort auch erscheinen, aber erst wollte ich dich telefonieren lassen.«
»Danke, das war gut.«
»Soll ich deine Mutter zwischendurch mal anrufen?« fragte Glenda.
»Nein, nein, lass mal. Das ist zwar lieb gemeint.« Ich hob die Schultern, »aber ich habe ihr gesagt, dass ich mich melden werde. Vielleicht bereitest du ihr nur vergebliche Hoffnungen, das würde der Sache nicht dienen.«
»Das verstehe ich.«
Ich verließ das Büro und ging zu Sir James, wo Suko auf seinem Stammstuhl saß.

Ich nahm auf dem zweiten Platz und hörte die Frage des Superintendenten.
»Sie waren im Reisebüro?«
»Ja.«
»Erfolg gehabt?«
»Kaum der Rede wert, Sir. Ich kenne jetzt den Namen des Ortes, in dem mein Vater zum letzten mal gesehen wurde, bevor er verschwand. Den Grund seines Verschwindens habe ich noch immer nicht herausbekommen können. Der ist mir nach wie vor schleierhaft.«
»Du hast doch sicherlich darüber nachgedacht«, sagte Suko.
»Natürlich«
»Was kam dabei heraus?«
»Auch nichts Konkretes. Ich muss einfach davon ausgehen, dass mein Vater etwas gesehen hat, das er nicht hatte sehen sollen. Vielleicht eine Entdeckung, die so schlimm war, dass man ihn aus dem Verkehr hatte ziehen müssen.«
»Ein Verbrechen?«
»Möglich«
Sir James räusperte sich. Immer wenn er das tat, wussten wir, dass er reden wollte. So war es auch jetzt. »Auch etwas, das mit Ihrem Beruf zusammenhängen könnte?«
»Das will ich nicht einmal ausschließen.« Mein Lachen zeigte Sparflamme. »Ich weiß ja, wie mein Vater ist, denn ich kenne mich. Wir haben nun die Angewohnheit, immer wieder unsere Nasen in Dinge zu strecken, die eigentlich nicht für uns bestimmt sind. Das heißt, wir stolpern darüber. Das ist eben Schicksal.«
»In Belgien haben sich auch die Templer aufgehalten«, warf Suko in die Debatte.
»Daran habe ich auch gedacht.«
»Aber keinen konkreten Plan gefasst – oder?«
»Nein, Sir.«
»Wo müssen Sie denn hin?«
»St. Produce.«
Der Superintendent schüttelte den Kopf. »Den Ort kenne ich nicht, aber wenn dort wirklich etwas verborgen ist, was möglicherweise eine magische Erklärung beinhaltet, dann sollten wir Erkundigungen darüber einziehen, finde ich.«
»Wäre nicht schlecht, Sir.«
Er deutete auf das Telefon. »Rufen Sie Sarah Goldwyn an. Soviel Zeit muss noch sein.«
»Okay.«
Ich bekam zuerst Jane an die Strippe, sagte ihr aber nichts von dem neuen Fall, sondern ließ mir die Horror-Oma geben, die ich einweihte.
»Das ist ja schlimm, John.« Aus ihrer Stimme hörte ich ehrliches

Bedauern hervor.
»Richtig. Und deshalb möchte ich gern Informationen haben, ob in diesen alten Büchern etwas über die Aktivitäten der Templer in Belgien besteht und ob sie eben in St. Produce auch ihre Spuren hinterlassen haben. Das kann in Form einer Komturei gewesen sein…«
»Meinst du, dass dieser Orden dort einen Verwaltungsbezirk gehabt hat?«
»Alles ist möglich.«
»Gut, ich werde nachsehen. Wo kann ich dich erreichen?«
»Entweder in meinem Büro oder bei Sir James.«
»Da sitzt du also?«
»So ist es.«
»Dann grüße den alten, grantigen Kerl von mir.«
»Mach ich.«
Sir James hatte Sarahs Stimme gehört und winkte ab. »Der Gruß ist angekommen«, sagte er nur.
»Gut.« Ich streckte die Beine aus. »Jetzt können wir nur noch hoffen, dass Sarah etwas findet.«
»Sie sind natürlich mit dabei, Suko«, sagte unser Chef. »Ich will, dass dieses verdammte Verbrechen aufgeklärt wird. Es gibt kein Zurück. Das ist eine Schweinerei. Wir sind es uns einfach schuldig, Licht in das Dunkel zu bringen.«
Da hatte er mir aus dem Herze gesprochen.
Es dauerte nicht lange, bis sich Sarah zurückmeldete. Sie sprach Sir James, der uns über Lautsprecher mithören ließ. Viel Hoffnung machte sie uns nicht.
»Es gibt natürlich einiges an Hintergrundmaterial, was die Aktivität der Templer in Belgien angeht. Oder sagen wir im heutigen Belgien. Ab das ist mir zu allgemein. Ich habe mich dann speziell um den Ort St. Produce gekümmert, und dabei bin ich tatsächlich fündig geworden.«
Wir spitzten die Ohren. Selbst James unterdrückte eine sarkastische Bemerkung, zu der er sich gern bei Lady Sarah hinreißen ließ, weil er nicht begreifen konnte, dass eine Frau in dem Alter noch zu derartigen Aktivitäten fähig war.
»In der Nähe dieses Ortes soll einen mystischen Felsendom gebe oder eine mystische Grotte. Sie könnte mit den Templern zu tun haben.«
»Was sagt Ihr schlaues Buch noch?«
»Nichts mehr, Sir James, gar nichts Es ist nicht darüber geschrieben wo den, was sich in diesem Felsendom befindet. Es soll eine Versammlung statt gewesen sein.«
»Wie die Kathedrale der Angst in Alet-les-Bains«, murmelte ich nur für mich hörbar.
»Kennt man den Ort?«

»Weiß ich nicht. Er wird bestimm nicht mehr benutzt. Er soll noch auch der Zeit stammen, als man die Templer verfolgte. Da haben sie sich je verkriechen müssen.«

»Danke, Lady Sarah, danke.« Er legte schnell auf, bevor sie noch etwa sagen konnte.

Mir schwirrte der Begriff des Felsendoms durch den Kopf. Ob den mein Vater gesucht hatte? Zuzutrauen war ihm so etwas, er gehörte zu den Menschen, die jedem Hinweis und jeder kleinen Spur nachgingen. Seine Neugierde hatte auch die Pensionierung nicht befriedigt.

»Sind wir jetzt schlauer?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Ein wenig schon, meine ich. Jedenfalls werden wir uns um den Felsendom kümmern.«

Sir James griff in die Schublade. »Da sind Ihre Tickets. Und John«, er schaute mich an. »Holen Sie Ihren Vater da heraus.«

Ich nickte. »Okay, Sir, ich werde mein Bestes tun.« Dass meine Stimme bei der Antwort kratzig klang, dafür konnte ich nichts.

Auch Geisterjäger sind nur Menschen…

***

Die Ardennen!

Ein wunderschönes, romantisches, einsames Mittelgebirge mit kleinen Orten, versteckten Tälern, Flüssen und Bächen, die silbrige Streifen in das Grün der Landschaft schnitten. Keine Straßen, auf denen gerast wurde, und auch die Anzahl der Autobahnen hielt sich in Grenzen. Wer hier lebte oder seine Ferien verbrachte, der ließ es gemütlich angehen. Hier gab es nicht den Glamour und den Glitzer der großen Metropolen, hier existierte das Leben pur.

Umso auffälliger musste der schwarze Mercedes 600 sein, der sich über die schmalen Straßen schob und in dem vier Männer saßen.

Mitten auf der Strecke und nahe einer Kurve fuhren sie rechts heran in den Schutz einer mit Gestrüpp bewachsenen Felswand und hielten dort an.

Der Fahrer stieg aus, um sich zu den anderen in den Fond zu setzen. Was sie besprachen, sollte unter ihnen bleiben, es war nur für ihre Ohren bestimmt, und dieser große Wagen war abhörsicher. Sie tranken Wasser aus der Kühlbox und fingen erst an zu reden, nachdem sie sich erfrischt hatten.

»Wie geht es dem alten Mann?«

»Noch gut.«

»Und was ist mit seinem Sohn?«

»Er wird sicherlich die Spur aufgenommen haben.«

»Das soll auch so sein. Wenn schon, dann können wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.«

»Ja, das hätte ich mir nicht träumen lassen, dass alles so schnell

gehen würde.«

»Schicksal«, sagte der vierte Mann, der sich bisher noch nicht gemeldet und nur aus dem Fenster auf das graue Band der Straße geschaut hatte. »Manchmal stellt das Schicksal die Weichen sehr gut.«

Natürlich hatten sie auch Namen.

Der eine hieß George, der zweite Rene, der dritte Bruno, und der vierte Mann hörte auf den Namen Wim. Ihre Hausnamen interessierten nicht. Sie sprachen sich nur mit den Vornamen an, zudem gehörten sie zu den Kreisen, die man gemeinhin als die Spitzen der Gesellschaft bezeichnete. Sie besaßen die besten Beziehungen, sogar hoch bis zum Königshaus, obwohl dort mit Rücktrittsgedanken spekuliert wurde. Das machte ihnen nichts. Sie hatten sich zusammengefunden, um eine bestimmte Aufgabe zu erledigen.

George war Verleger.

Rene verdiente sein Geld als Arzt. Er war besonders bei den Damen bekannt, weil er perfekte Schönheitsoperationen durchführte.

Bruno war Banker. Nicht einmal angestellt, denn ihm gehörte eine Privatbank. Mit einundfünfzig Prozent der Anteile besaß er die Majorität.

Wim bezeichnete seinen Beruf als Manager. Er arbeitete in der Lebensmittelbranche.

So unterschiedlich die Berufe auch waren, die gemeinsamen Interessen hatte sie zusammengeführt, und die wollten sie um jeden Preis in der Welt auch wahren.

Und noch etwas war ihnen gemeinsam.

Sie hatten sich selbst für zwei Wochen Urlaub gegeben, um nicht durch den Beruf abgelenkt zu werden. Selbst ihre engsten Mitarbeiter wussten nicht Bescheid; wo sie sich aufhielten. Für die Dauer von zwei Wochen liefen die Firmen auch ohne sie.

Bruno war es, der kein Wasser mehr mochte und zu einer anderen Flasche griff. Es war Champagner.

Rene zeigte sich etwas irritiert. »Jetzt schon?« fragte er. »Haben wir denn gewonnen?«

Bruno, der Banker, lachte satt. Er war ein dicker Mann, der die Freuden des Lebens genoss. Nur seine Augen ärgerten ihn. Er war sehr kurzsichtig und musste eine dicke Brille tragen, die seinem Gesicht fast einen Ausdruck gab wie bei einer Puppe aus der Werkstatt des legendären Jim Henson, dem Erfinder der Sesam-Straße-Puppen. »Weiß du, mein lieber Rene, ich bin der Meinung, dass wir gewonnen haben.«

»Verteile das Fleisch des Schweins nicht schon vor dem Schlachten«, warnte der Arzt und schaute die anderen beiden Männer an.

George hob nur die Schultern. Er war ein dünner Mann mit grauer Haut, der aussah, als würde er unter einem Magengeschwür leiden.

Sein dünner Mund sah aus wie eine in das Gesicht geschnittene Falte, die Winkel hingen zu den Seiten herab, die Haut wuchs blass und dünn über das vorspringende Kinn hinweg. »Keine Meinung?«

»Ist mir egal.«

»Und du, Wim?«

Der Manager war der jüngste im Bunde. Knapp Vierzig, der große Strahlemann und Frauenheld. Modern gekleidet, moderner Haarschnitt und immer ein kaltes Leuchten in den Augen. »Ich trinke Champagner zu jeder Tages- und Nachtzeit. Besonders dann, wenn es sich dabei um den edlen Dom Perignon handelt.«

»Richtig«, sagte Bruno.

Rene hob die Schultern. Er stand allein auf weiter Flur, was er auch nicht wollte. Deshalb bot er sich an, die Gläser zu verteilen. Er besaß die schmalen, gepflegten Hände eines Chirurgen. Sein Haar war sorgfältig gescheitelt und wuchs auf dem Kopf wie ein grauer Pelz. Er, der Arzt, war der einzige von ihnen, der rauchte. Auf seine schwarzen Zigarillos ließ er nichts kommen.

Bruno füllte die Gläser. Es klatschte jedes mal laut, wenn der Champagner hinein schoss und perlend in die Höhe stieg, um dicht unter dem Glasrand zur Ruhe zu kommen.

Man stieß mit Champagner nicht an. An diese Regel hielten sie sich und prosteten sich zu, bevor sie das Getränk in ihre Kehlen hineinfließen ließen.

Sie alle waren sehr zufrieden. Sogar Rene, der zunächst dagegen war, nickte beifällig. »Das ist schon ein guter Stoff«, erklärte er und lächelte.

Wim schaute auf die Uhr. Natürlich war es eine Rolex. Er hob die Augenbrauen und war der Meinung, dass Sinclairs Sohn bereits reagiert haben musste.

»Wer ist das eigentlich?« fragte Rene. »Ich hör' euch immer von ihm sprechen, aber, genau weiß ich nicht…«

»Er ist Yard-Beamter.«

»Oh – Scottland Yard?«

»Ja«, sagte Wim. »Da wir auf die Insel exportieren, ließ es sich nicht vermeiden, dass ich hin und wieder der Stadt London einen Besuch abstattete. Da habe ich zwar nicht mit John Sinclair zu tun gehabt, aber doch einiges über ihn gelesen. Er ist nicht nur Polizist, er kümmert sich auch um okkulte Fälle. Man nennt ihn sogar den Geisterjäger.«

»Nicht nur das!« nuschelte der Verleger und zog sein Gesicht noch krauser. »Er besitzt den Dunklen Gral. Den echten!«

Sie schwiegen.

Es war keine Neuigkeit für sie, aber die Tatsache konnte nicht oft genug wiederholt werden, denn eigentlich fühlten sich diese vier

Männer als die Hüter des Grals.
Deshalb hatten sie ihren Bund auch Geheimbund Dunkler Gral genannt. Hier in Belgien hatten sie eine Spur gefunden. Im mystischen Felsendom war es ihnen gelungen, das zu sehen, wonach ihr Herz begehrte. Und sie würden Sinclair in ihre Hände bekommen. Schon lange hatten sie über einen Plan nachgegrübelt, wie dies machbar gewesen wäre. Der wirkliche Zufall hatte ihnen nun den Vater in die Hände gespielt, und sie alle waren dem Schicksal mehr als dankbar dafür.
»Was kann noch schief gehen?« fragte der Arzt, ein ewiger Skeptiker.
»Nichts!« antwortete Bruno.
Die anderen nickten beifällig und schauten ihm zu, wie der das Glas mit dem zweiten Schluck bis zum Grund leerte…

***

Nein, schlecht ging es ihm nicht. Sogar auf eine gewisse Art und Weise gut, denn es hätte ihm wesentlich schlechter gehen können, wenn er daran dachte, wie andere Gefangene behandelt wurden.
Da war Horace F. Sinclair sogar noch ein König.
Und doch gab es da einen Makel.
Er war eben ein Gefangener und konnte sich nur innerhalb eines begrenzten Raumes bewegen.
Wo sie ihn hingeschleppt hatten, wusste er nicht. Jedenfalls befand er sich in einer gewaltigen Höhle, die so hoch war, dass sie schon dem Innern eines Doms glich, auch wenn ein Gitter sie in zwei Hälften teilte.
Es war ein langes Stangengitter, das von der Decke gefallen und mit den Enden gegen den Boden gerammt war. Horace F. Sinclair hatte schon einige Male an den Stangen gerüttelt, ohne einen Erfolg zu verzeichnen. Er konnte sie nicht bewegen und schaffte es auch nicht, sich durch die Lücken zu klemmen.
Er befand sich vor, dem Gitter, dahinter lag eine andere Welt.
Beim ersten Anblick hatte er es nicht glauben wollen, es war ihm einfach der Sinn dafür vergangen, aber es gab keine andere Lösung.
Er hatte sich nicht getäuscht.
Was dort von in Fels versteckten Lampen mit einem weichen Licht angestrahlt wurde, das glich dem Motiv des Bildes aufs Haar, war nur ins Riesenhafte vergrößert worden, so dass er hoch schauen musste, um alles erkennen zu können.
Und alles war aus Stein gehauen worden. Ein erstklassiger Künstler hatte hier bewiesen, was er konnte, eine mächtige Frauengestalt geschaffen, eine hohe Säule, einen großen Totenkopf aus Stein und auch die alte und verschrumpelt wirkende Hand, deren Finger den Kelch umklammerte.

Zuerst hatte Sinclair nur gestaunt. So stark, dass ihm der Atem weggeblieben war. Mit einem derartigen Monument hatte er nicht gerechnet. Das passte in die Zeit des Klassizismus, wo hoch, breit und mächtig gebaut wurde. Zudem stand dieses Gebilde frei wie eine Dekoration auf einer gewaltigen Naturbühne.

Er hatte sich nach dem ersten Hinsehen um sich selbst gekümmert.

Der Raum, wo man ihn festhielt, war im Vergleich zu dem anderen relativ klein. Für ihn gab es sogar ein Lager. Was allerdings feucht war. Einen Tisch, einen Stuhl und eine mit Kunststoff und Gummi gegen Feuchtigkeit gesicherte Lampe, die ihr Licht in alle Richtungen verstreute. Man hatte ihm zu essen gebracht, ein Kasten mit Mineralwasser stand ebenfalls bereit, nur sah er niemals die Sonne, denn die mächtige graue Decke der Höhle schloss fugendicht.

Er war gefangen.

Ein riesiges Grab hatte ihn aufgenommen, und eine Chance zur Befreiung sah er nicht.

Sie würden ihn hier festhalten, wenn es sein musste, bis zu seinem Ende. Er wusste nicht, welche Personen sich hinter diesen kreidebleichen Gesichtern verbargen.

Die vier Personen hatten sich zusammengefunden und so etwas wie einen Geheimbund gebildet. Sinclair konnte sie sich auch als Hüter dieses Felsendoms vorstellen, dessen Inneres von dem mächtigen Steinbild überschattet wurde.

Nachdem er sich mit seiner, eigenen Lage zurechtgefunden hatte, war er immer wieder dicht an das Gitter herangetreten, um diese altertümliche Performance genauer in Augenschein zu nehmen.

Obwohl die einzelnen Figuren aus Stein gehauen worden waren, hatte er den Eindruck, als wären sie trotz allem noch etwas Besonderes, als wäre das Äußere nur Schein und es käme einzig und allein auf die inneren Werte an.

Er konnte auch Farbnuancen feststellen.

Da war der mächtige Körper der Frau nicht nur grau. Es gab Unterschiede im Haar und im Gesicht. Das Haar, war dunkler als das Gesicht, das sich in seiner blassen Graue sehr deutlich abhob. Auch die Säule schimmerte grünlich, und der Kelch war nicht direkt golden, doch er leuchtete an manchen Stellen so auf, als wäre in seine Masse Goldstaubpuder mit eingeschlossen worden.

Horace F. Sinclair wollte zwar nicht direkt von einer gewissen Ehrfurcht sprechen, aber einen ähnlichen Eindruck machte diese Darstellung schon auf ihn.

Wahnsinn…

Er fragte sich immer wieder, wer so etwas geschaffen haben konnte. Das musste ein außergewöhnlicher Künstler gewesen sein, jemand, der sein Handwerk verstand und einfach einmalig gewesen war. Über das

Alter dieser Figur konnte er nur spekulieren, glaubte aber nicht daran, dass sie sehr neu war.

Möglicherweise stand sie bereits seit Jahrhunderten hier und war die Hüterin des Grals.

Diese Tatsache konnte er schwer fassen. Was hatte die Frau mit dem nicht fertigen Gralskelch zu tun – bei ihm fehlte noch die Kugel. Warum hielt sie ihn? Wie war sie überhaupt zu diesem Gefäß gekommen? War sie allein aus der Phantasie des Künstlers geschaffen worden, oder existierten reelle Hintergründe? Hatte der Künstler diese Person tatsächlich gekannt? Gab es sie in Wirklichkeit? War es ihr gelungen, in den vergangenen Jahrhunderten an den Gral heranzukommen?

Fragen über Fragen, auf die er keine Antwort wusste. Es ging um ihn persönlich, um seine Gefangenschaft. Man hatte ihn praktisch erwischt, hierher geschleppt, und damit war die Sache für die bleichgesichtigen Kuttenträger erledigt gewesen.

Oder nicht?

Horace F. Sinclair hatte sich den Kopf über ein Motiv zerbrochen, was seine Entführung anging, und er war auch auf die Lösung gekommen. Es ging nicht um ihn, sondern um einen anderen Mann, der ebenfalls auf den Namen Sinclair hörte.

Um John, seinen Sohn!

Er war der Sohn des Lichts. Er war der Hüter des Dunklen Grals.

Er jagte die schwarzmagischen Wesen, all die Dämonen und gefährlichen Geister, die in anderen Welten lebten und es schafften, immer wieder auszubrechen. Er stellte sich Vampiren, Werwölfen und Hexen. Er jagte und vernichtete sie, er hielt sie fern von irgendwelchen Menschen, die in ihre Gewalt geraten konnten.

Doch John jagte nicht nur nach diesen Wesen. Es gab auch ein anderes Gebiet, in das er immer wieder hinein glitt.

Die Mystik der Vergangenheit. Die Rätsel einer zurückliegenden Zeit, die angefüllt war mit geheimnisvollen Vorgängen und geisterhaften Erscheinungen, die noch bis hinein in die heutige Zeit spielten. Immer wieder war John Sinclair mit seiner Vergangenheit konfrontiert worden, die schließlich ungewöhnlich genug war, denn der Geisterjäger hatte in der Vergangenheit schon mehrere Male gelebt.

Unter anderem als Richard Löwenherz, der dem Orden der Templer sehr nahe gestanden hatte. Spuren wiesen auch darauf hin, dass, John als König Salomon existiert hatte und ebenfalls als ein Kämpfer aus der Urzeit.

Diese Leben allerdings waren sehr in Vergessenheit geraten, sie lagen einfach zu weit zurück.

Weniger weit zurück lag das Leben eines gewissen Hector de Valois, eines Mannes, der sich einen Namen als Edelmann, Kämpfer und

Mystiker in den Wirren der Umgestaltung und der Aufklärung gemacht hatte. Er war Templer gewesen, er hatte erlebt, dass andere Orden noch immer Jagd machten, und er hatte auch das Kreuz besessen, und wahrscheinlich sogar den Dunklen Gral.

Beides befand sich in Johns Besitz. Er war der Sohn des Lichts, und das wiederum wussten die vier Männer möglicherweise auch, die Horace F. entführt hatten.

Er sah auch den Grund für die Entführung. Sie lag nicht in seiner Person begründet, sie drehte sich einzig und allein um John, seinen Sohn. Es musste ihnen einfach auf ihn ankommen und dann in zweiter Instanz um den Gral, der möglicherweise durch die Kugel hier in der Felsenhöhle vervollständigt werden sollte.

Da Horace F. sehr viel Zeit hatte, schossen ihm diese Möglichkeiten immer wieder durch den Kopf. Nur wusste er nicht, woher diese vier Männer ihre Informationen besaßen, dass er sich ausgerechnet in diesem Sommer für eine Woche in Belgien aufhielt. Er konnte sich nur vorstellen, dass sie ihre Informationen durch das Reisebüro bekommen hatten. Da hatte es dann eine undichte Stelle gegeben.

Sinclair hatte nicht gezählt, wie oft er an das Gitter getreten war und die mächtigen Stäbe mit seinen Händen umklammert hatte.

Auch jetzt nahm er diese Haltung wieder ein, schaute durch die Lücke zwischen den Stäben und konzentrierte sich auf das mächtige, von Menschenhand geschaffene Kunstwerk.

Die Frau trug einen Mantel aus Stein, der ihre Gestalt umfloss wie ein breiter Lavastrom, der auf dem Weg zum Boden erkaltet war.

Der Künstler hatte diese Fließbewegung sehr gut gestaltet, man konnte ihm dazu nur gratulieren.

Auch das Gesicht sah sehr eigenwillig aus. Es wurde vom Licht erleuchtet, so dass so gut wie kein Schatten auf den Zügen zu sehen war. Der entstand erst am Hals.

Dieses Gesicht rührte und faszinierte den pensionierten Anwalt.

Immer wenn er am Gitter stand, konzentrierte er sich darauf. Den Grund kannte er selbst nicht, er merkte nur, dass er sich von diesem Antlitz wie magisch angezogen fühlte.

Es war sehr ungewöhnlich…

Tief atmete er durch. Bei jedem Luftholen spürte er, wie das Prickeln in seinem Körper zunahm. Er kam sich vor wie jemand, der dicht vor einer großen Entdeckung stand.

Doch was gab es hier zu entdecken? Er hatte alles gesehen. Auch der Anblick dieser steinernen Frau brachte nichts Neues.

Und doch war sie anders…

Er fuhr mit der Zungenspitze über seine Lippen und merkte, wie trocken sie waren. Dass sein Herz plötzlich schneller schlug und er sich innerlich aufgeregt fühlte, lag sicherlich nicht daran. Das musste

einen anderen Grund haben.
Hing es mit dem Kunstwerk zusammen?
Noch immer schaute er gegen die Frau. Sie sah irgendwie edel aus, nicht arrogant, aber sie schien einer Person nachempfunden zu sein, die schon zu den besonderen Menschen gehörte. Vielleicht war sie vor ferner Zeit eine Königin gewesen oder eine andere Adelige, die dem Künstler als Modell gedient hatte. Ihre Lippen wirkten fein geschwungen, die Nase war fein und gerade, ebenso wie das Kinn.
Horace F. Sinclair glaubte seinen Augen nicht trauen zu können.
Plötzlich passierte etwas, womit er nicht gerechnet hatte.
Im Gesicht hatte sich etwas bewegt.
Augen!
Zuerst wollte er lachen, das aber blieb ihm im Halse stecken, denn er hatte sich nicht getäuscht. Da hatten ihm seine überreizten Nerven keinen Streich gespielt, er war nicht verrückt und mit seinen Gedanken immer in der Realität.
Diese steinerne Frau hatte die Augenlider bewegt. Sehr deutlich zu erkennen, weil das Licht schattenlos auf das Gesicht fiel.
Sinclair wartete ab.
Diesmal viel gespannter. Sein eigenes Schicksal hatte er zurückgedrängt. Er war zudem auch froh, dass etwas passierte und seine Langeweile vertrieb, denn durch die dicke Bohlentür, die Ein- und Ausgang der Höhle bildete, konnte er sowieso nicht fliehen.
Er musste draußen bleiben.
»Mach weiter!« flüsterte Sinclair. »Zeig es mir, dass ich mich nicht geirrt habe.«
Ihm war, als hätte die mächtige Gestalt aus Stein seine Worte gehört. Denn abermals flog ein Zucken über ihre Augenlider. Für einen Moment bewegten sie sich auf und zu und Sinclair konnte nicht anders, er musste einfach den Atem anhalten.
»Das ist… das ist …« Seine Hände umkrallten die Stäbe so fest, dass es ihn beinahe schmerzte.
Die Frau machte weiter.
Sie war aus Stein, aber der Stein lebte plötzlich an einer gewissen Stelle im Gesicht. Sie drückte die Lider zurück. Die Augen waren offen!
Glasklar und blau wie Seen schimmerten sie. Für Horace F. Sinclair gab es keinen Zweifel.
Diese Frau lebte!

***

Es war zwar Sommer, auch entsprechend schwülwarm, aber in diesem Teil der Ardennen hielt sich die Sonne hinter einer mächtigen, grauen Wolkendecke versteckt, und zwischen den bewaldeten Bergen

drückte die Luft wie ein feuchter Schwamm.

Es hatte noch nicht geregnet, die Straßen waren trocken, aber die Feuchtigkeit war schon zu spüren, und auch ich hatte das Gefühl, als würde sie über meine bloßen Arme streifen und die winzigen Härchen dabei kitzeln.

Mir gefiel dieses Land mit seiner düsteren Romantik. Die Berge, die Wälder, die Schatten, das Wasser in den kleinen Bächen, die sich durch das Gelände schlängelten, oft flankiert von mächtigen Trauerweiden, deren Zweige sich vor dem Wasser zu verbeugen schienen und mit ihren Spitzen über die Oberfläche hinweg strichen.

Ein schwermütiges Land, in dem sicherlich viele Geschichten und Legenden lebten.

Auch ein Land mit einer starken Vergangenheit, eingekeilt zwischen den beiden mächtigen Staaten Frankreich und Deutschland.

Die Belgier sind berühmt nicht nur als Erfinder der Pommes frites, hier wurden auch hervorragende Pralinen hergestellt, und man verstand es sehr wohl gut zu essen und zu trinken.

Das war die absolute Spitze. Ich hätte gern in einem der kleinen Orte Rast gemacht und die Küche gekostet, aber uns drängte die Zeit. Wir wollten nach St. Produce.

Die Autobahn hatten wir verlassen, und die Ardennen hatten uns geschluckt. Vom Betrieb her war es nicht so einsam, wie man eigentlich hätte annehmen können, denn es herrschte reger Ferienverkehr, und nicht nur die Einheimischen waren unterwegs. Wir sahen viele Fahrzeuge mit niederländischen und deutschen Kennzeichen, die jedoch würden wahrscheinlich weniger werden, denn St. Produce lag ziemlich einsam und abseits der Touristenrouten.

»Ja, ja«, sagte Suko und streckte seine Beine aus.

»Was meinst du?«

»Wir fahren hier herum und in London, im Hyde Park singt heute der gute Pavarotti.«

»Lass ihn singen.«

»Ich hätte ihn mir gern angehört.«

»Live?«

»Nein, vor der Glotze.«

»Du hast auch nichts für die Kunst übrig«, sagte ich. »Bei so etwas muss man persönlich dabei sein.«

»Ich hätte es mir ja überlegen können.«

»In London regnet es.«

»Woher weißt du das?«

»Ich las es in der Zeitung«, gab ich grinsend zur Antwort. »Da du Schirme ja hasst, wärst du bestimmt nicht hingegangen. Bleib lieber hier, freu dich, dass es ruhig ist, wenig Menschen, viel Gegend…«

»Und die große Langeweile.«

»Das kann sich ändern.« Im Prinzip musste ich Suko zustimmen.

Bisher hatte es keine Aufregung gegeben. Wir waren in Brüssel gelandet. Der Leihwagen, ein BMW der 3er Reihe stand bereit, war voll getankt, und wir hatten uns, auf den Weg machen können.

Natürlich dachte ich immer wieder an meinen Vater und über den Grund der Entführung nach. Suko verfolgte denselben Gedanken, allerdings hatten wir darüber wenig geredet, bis mich der Inspektor plötzlich ansprach. »Erinnerst du dich noch an Millie, das Geisterkind?«[1]

»Ja – warum?«

»Es wollte den Gral und ist von Ramo und Ray geschickt worden.«

»Richtig. Was hat das mit uns heute zu tun?«

»Möglicherweise erleben wir hier eine parallele. Wenn ich die bisherigen Ergebnisse zusammenfasse, deutet dieser Fall auf die Templer hin. Und möglicherweise auf den Gral.« Ich hatte ihn begriffen.

»Du meinst also, dass mein Vater entführt wurde, damit seine Entführer an den Gral herankommen?«

»Genau.«

»Warum haben sie mir nichts gesagt? Warum haben sie sich nicht mit mir in Verbindung gesetzt?«

»Weiß ich nicht.« Ich lachte. »Das glaube ich dir nicht, Suko. Du hast doch sicherlich weiter gedacht.«

»Ich habe es versucht.«

»Dann sag es.«

»Es kann sein, dass sie persönlich mit dir in Kontakt treten wollen, um dir zu sagen, was du zu tun und zu lassen hast.«

»Aber der Gral steht in London.«

»Na und? Das ist keine Entfernung. Du bist sehr schnell dort, kannst ihn holen und wieder herbringen.«

Ich verzog die Lippen. »Nein, Suko, nein. Irgendwo gefällt mir das nicht.«

»Warum nicht?«

»Keine Ahnung. Ich habe eher das Gefühl, als würde etwas anderes dahinter stecken.«

»Und was, bitte?«

»Werden wir noch herausbekommen, wenn wir uns das nette Herrenhaus angeschaut haben.«

Damit hatte ich ein Stichwort gesetzt. Wir wollten zunächst nach St. Produce und von dort aus weiterfahren, um den Platz zu erleben, an dem mein Vater vor seinem Verschwinden zum letzten mal gesichtet worden war. Denn ein Besuch in diesem Herrenhaus, das gleichzeitig ein Museum war, gehörte zum Programm des Reiseveranstalters.

Suko behielt die alten Straßenschilder im Auge. Er war der optische

Lenker und entdeckte tatsächlich ein Hinweisschild, auf dem St. Produce stand.
»Noch zehn Kilometer, John, aber du musst von der Straße weg. Hinein in die Einsamkeit.«
»Gern.«
Es hatte mir manchmal schon zuviel Betrieb geherrscht, da die Landstraßen auch nicht vom Ferienverkehr verschont blieben. Das allerdings änderte sich.
Nicht dass sich nur die Fahrbahn verengte, sie war auch nicht mehr so glatt. Kopfsteinpflaster lag wie eine graue unegale Schicht und schien in der Leere zu enden.
Über eine Chaussee rollten wir hinweg. Das Geräusch der Reifen begleitete uns. Rechts und links der Fahrbahn standen tatsächlich noch die alten krummen Apfelbäume. Nicht weit entfernt entdeckten wir hin und wieder das grüne Auge eines Teichs, umrandet von einem dichten Schilfgürtel.
Mal sahen wir ein altes Gehöft, aber es gab keine Zusammenballungen, so dass die Einsamkeit blieb.
In St. Produce änderte sich das ebenfalls kaum. Ein verschlafen wirkender Ort mit zumeist grauen Häusern. Diejenigen, die von außen renoviert worden waren, hatten einen Fachwerkanstrich bekommen und sorgten so für eine optische Lockerung.
Das Wetter hatte sich nicht geändert. Es regnete nicht, die schwüle Wärme drückte in die Täler hinein, aber auch auf den bewaldeten Bergen bewegte sich nichts.
Irgendwann würde es zu einem Gewitter kommen. Ich rechnete in den Abendstunden damit.
In St. Produce wollten wir uns nicht weiter aufhalten. Als ich einen kleinen. Zeitschriftenladen sah, hielt ich an und erkundigte mich bei dem Verkäufer nach dem Herrenhaus.
Der Mann schob seine helle Schiebermütze in den Nacken und wirkte ziemlich mürrisch. Erst als ich zwei Dosen Wasser kaufte, war er zufrieden.
Nuschelnd erklärte er uns den Weg, während wir die Dosen leerten. Es war jedenfalls nicht weit.
Ich wollte wissen, ob das. Haus oft besichtigt wurde.
»Nein, nicht oft. Die meisten Fremden sind hier, um sich um Schweine zu kümmern.«
»Ja, der Schinken.«
Er zeigte in Richtung Dorfausgang. »Wenn Sie dorthin fahren, werden sie die Schweinefarmen erreichen.« Wahrscheinlich hielt er uns für Händler.
»Ja, man kann sie schon riechen.«
»Bei dem Wetter immer. Aber von dem Schinken der Schweine leben

wir. Er ist in aller Welt gefragt.«

»Da haben Sie recht.«

Wir saßen wenig später wieder im Leihwagen und rollten durch eine schmale Seitenstraße auf den Weg zu, der direkt zum Schloss führen, sollte.

Kaum hatten wir den Ort an dieser Seite verlassen, da entdeckten wir die Weideflächen, auf denen die Schweine standen, fraßen und auch Platz genug besaßen, um sich in den vorhandenen Schlammlöchern so richtig suhlen zu können.

Sie fühlten sich wohl, grunzten und turnten umher, wenn sie sich nicht gerade durch den Schlamm wälzten.

»Eine große Schweinerei«, sagte Suko.

Sie blieb hinter uns, als wir ein Waldstück passierten und an der rechten Seite bereits die Front des Herrenhauses sahen. Es lag etwas erhöht und wirkte wie der Abschluss einer sehr breiten Böschung.

Wir mussten sie einmal umfahren, entdeckten ein Hinweisschild, dessen Spitze nach links zeigte, und rollten sehr bald in einen schmalen Weg hinein, der dort auslief, wo die unmittelbare Umgebung des Herrenhauses begann.

Sie waren von Bäumen befreit worden. Dafür gruppierten sich Buschgruppen nahe der Hauswand, doch der Eingang lag frei. Das Haus konnte an der Seite betreten werden.

Verschlossen war die Tür. Über dem oberen Ende schauten zwei steinerne Löwenköpfe aus der Mauer. Die Mäuler waren weit aufgerissen. Sie sahen aus, als wollten sie sich im nächsten Augenblick von der Wand lösen, um auf die Besucher zu stürzen.

Das Haus bestand aus zwei Trakten, die einen rechten Winkel zueinander bildeten. Es sah aus, als wäre es früher einmal größer gewesen, die langen Jahre jedoch dafür gesorgt hatten, dass nur die Hälfte übrig geblieben war.

Es gab auch eine Klingel. Ich drückte den Knopf. Dann mussten wir ziemlich lange warten, als die Tür geöffnet wurde. Ein Mann in blauer Arbeitskleidung, über die er eine grüne Schürze gebunden hatte, schaute uns mürrisch an.

Der Verwalter war er bestimmt nicht. Der sah mir eher aus wie ein Gärtner.

»Was wollen Sie?«

»Mit dem Verwalter sprechen.«

»Sind Sie angemeldet?«

»Nein.«

»Dann hat es keinen Sinn.«

Er wollte die Tür zuschmettern, aber Suko winkte bereits mit einer Banknote.

Der Gärtner bekam große Augen, schnappte nach der Note und ließ

sich dazu herab, mal nachzuschauen.

»Ja, tun Sie das«, sagte Suko. »Aber wiederkommen, sonst werde ich sehr böse.«

Der Knabe rammte die Tür zu.

Ich ging weiter und schaute an der Fassade hoch. Zu entdecken war nichts Ungewöhnliches. Zahlreiche Fenster lockerten die Mauern auf, das Dach war ziemlich flach, besaß aber kleine Vorbauten und Giebel. Insgesamt machte das Haus einen sehr leeren Eindruck.

Ich fragte mich, wem es gehörte und nahm mir vor, dem Verwalter entsprechende Fragen zu stellen.

Der Gärtner kehrte zurück.

Mit einem heftigen Ruck öffnete er die Tür und hielt sie so weit offen, dass wir an ihm vorbeigehen konnten.

»Alles klar?« fragte ich.

»Ja, Monsieur van Ims erwartet Sie.«

»Danke. Und wo?«

»Kommen Sie mit.«

Er führte uns in eine Halle, deren Parkett bereits die Spuren zahlreicher Besucher zeigte. An den Laufwegen war es ziemlich abgetreten.

Genau dort, wo an den Wänden Bilder hingen und kleine Möbelstücke davor standen, war die Strecke durch ein Seil abgesperrt worden, damit niemand an die wertvollen Dinge herankam.

Der Verwalter hockte in einem kleinen Büro, das nichts Schlossähnliches an sich hatte. Er sortierte Ansichtskarten und Prospekte, war ein älterer Mann im kurzärmeligen Hemd, schwarzen, dünnen Haaren und einem verschwitzten Gesicht.

Als er mir die Hand reichte, hatte ich das Gefühl, einen feuchten Schwamm zu drücken.

Suko erging es ähnlich, denn er verzog das Gesicht.

»Was kann ich für Sie tun?«

Ich sprach. »Monsieur van Ims, wir hätten gern einen Blick in das Museum geworfen, das diesem Haus ja angegliedert ist. Wir befinden uns auf der Durchreise und haben von Ihren kleinen Schätzen gehört.«

Er schaute uns an, als würde er uns kein Wort glauben. Möglicherweise war er gewarnt worden. »Sie sind nur zu zweit, nicht? Eigentlich führe ich nur Gruppen.«

»Das wissen wir. Kommt denn heute eine?«

»Nein, es hat sich niemand angemeldet.«

Ich war es diesmal, der ihm einen Schein entgegenhielt. »Reicht das aus für eine Besichtigung?«

Van Ims starrte den Schein an und hatte Mühe, seine Gier zu unterdrücken. »Ja, ich glaube schon.«

Ich legte ihn zwischen die Ansichtskarten und steckte mir eine als

Erinnerung ein. »Dann sehe ich keine Probleme mehr.«
»Ich auch nicht.«
Er zog noch eine dünne Popelinejacke über und ging vor. Sein Gang war schleppend. Er sah aus wie ein Mann, der keine Lust hatte. Mit müden Bewegungen öffnete er eine Tür, und wir gelangten in einen langen Gang, in dem wir nichts sahen, nur hin und wieder Fenster, die den Blick nach draußen gestatteten.
Vor einer zweiten Tür am Ende des Ganges blieb van Ims stehen und drehte sich um. »Wir betreten jetzt den anderen Trakt des Hauses, wo auch die Gemälde an den Wänden hängen. Sie werden am meisten bewundert, denn es sind einige Kostbarkeiten darunter.«
»Alte Meister?«
»Ja.«
Er schloss die Tür auf, ging vor, und wir waren froh, als uns die kühle Ausstellungshalle umfing. Das Tageslicht reichte aus. Es fiel in langen Streifen in das Museum und erreicht auch die Gemälde an der gegenüberliegenden Wand.
Van Ims hatte Geld von uns bekommen und sah sich genötigt, Vorträge zu halten.
Über jedes Bild wusste er Bescheid. Er berichtete sogar von den Gedanken des Malers, und Suko unterbrach ihn deshalb mit einer Frage. »Sind die Künstler nicht längst verstorben?«
»Sicher.«
»Sie wissen über sie aber sehr gut Bescheid.«
»Das habe ich mir angelesen.«
»So ist das.«
Mir ging das zu langsam. Ich wurde einfach das Gefühl nicht los, dass ich in diesem Herrenhaus den Grund für die Entführung meines Vaters geliefert bekam.
Die Bilder sagten mir nichts. Sie zeigten die üblichen Motive. Porträts, Landschaften und Stilleben.
Etwas aber hing abseits.
Es war das letzte in der Reihe. Zwischen ihm und dem vorletzten befand sich ein ziemlich großer Zwischenraum.
Ich hatte schon eine Frage danach stellen wollen, aber mir blieb sie im Hals stecken.
Was ich sah, war unwahrscheinlich!

***

Die Steinfrau lebte!
Horace F. Sinclair stand wie gebannt auf der Stelle und konnte nicht glauben, was er da zu sehen bekam. Es war für ihn einfach unwahrscheinlich, nicht fassbar. Da konnte er sich nur gegen den Kopf schlagen, vor die Stirn klatschen, über die Augen wischen, aber es

blieb eine Tatsache.
Die Augen waren geöffnet, und nichts wies darauf hin, dass sie sich bald wieder schließen würden.
Ein Wahnsinn…
Sinclair hatte einen trockenen Hals bekommen. Im Gegensatz dazu waren seine Handflächen schweißnass.
Blaue Augen!
Hell und klar wie Bergseen. Dabei von einer Schlichtheit, die er als wunderbar und gleichzeitig als strahlend ansah. Damit hatte er nicht rechnen können.
Die Figur tat nichts, sie stand nur da. Auch Sinclair stand, doch in seinen Knien spürte er das Gummi, das seine Beine hatte weich werden lassen, denn diese Überraschung konnte er so leicht nicht verdauen, und er stellte sich die Frage, ob nicht auch die Frau auf dem Bild gelebt hatte. Wenn ja, dann hatte sie es ihm leider nicht gezeigt.
Er ging davon aus, dass eine gewaltige und für ihn kaum fassbare Magie im Spiel war. Mit einer Hand hielt die Person den Dunklen Gral umklammert. Dies wiederum brachte den Anwalt auf die Templer-Magie, von der er einiges wusste, und mit der sein Sohn John oft genug konfrontiert wurde. Wenn das alles stimmte, dann musste es auch eine Person geben, die sich in der Nähe aufhielt und im Hintergrund die Fäden zog, wobei Sinclair sich niemand vorstellen konnte, denn er kannte einfach keinen Menschen aus dieser Gegend.
Er wusste ja nicht einmal, wo diese gewaltige Höhle lag, in der sie ihn festhielten.
Er spürte den Blick. Horace F. ging davon aus, dass diese unwahrscheinlich blauen Augen nur ihn allein anstarrten und keinen anderen Fixpunkt.
Sie bewegten sich zwar nicht, aber Sinclair hielt sie auch nicht für starr. Das war kein Vergleich zu dem übrigen Stein, aus dem sie bestand. In den Augen steckte Leben, wobei sie sich nicht zu bewegen brauchten. Er merkte es sehr deutlich. Ihm kam es vor, als wollte sie ihm eine Botschaft überbringen.
Aber welche?
Ein Gitter trennte sie. Sie kam nicht zu ihm, er konnte nicht an sie herankommen.
Was war der Grund?
Sinclair wartete. Das Zittergefühl in seinen Knien ließ allmählich nach. Auch die Hände hielten die Stangen nicht mehr an derselben Stelle fest. Sie rutschten nach unten. Auf dem Metall hinterließen sie feuchte Spuren.
Was würde noch passieren?
Er rechnete mit dem Schlimmsten, auch damit, dass sich nicht allein die Augen in dem Gesicht bewegten, sondern noch etwas hinzukam.

Vielleicht die Hände, die Arme oder die Beine. Und dann auch der steinerne Mantel oder Umhang, den sie trug.

Über seinen Rücken lief eine Gänsehaut. Seltsam, dass er keine direkte Angst verspürte. Es war mehr die Neugierde. Vielleicht lag es auch daran, dass das Gefühl der Angst in seinem Alter nicht mehr so groß war wie bei jüngeren Menschen, obgleich er sich schon in Situationen befunden hatte, wo er nur um Haaresbreite mit dem Leben davongekommen war. Aber nicht jetzt.

Zwar fühlte er sich nicht wohl, doch von einer Furcht konnte er nicht sprechen.

Sinclair ging zurück. Kleine Schritte brachten ihn von dem Gitter weg.

Dann blieb er stehen.

Tief atmete er durch.

Nach dem dritten Atemzug hatte er das Gefühl, innerlich zu vereisen, denn ein Geräusch war an seine Ohren gedrungen.

Ein Brechen und Krachen..

Wieso?

Er hatte es nicht verursacht, und es blieb eigentlich nur eine Möglichkeit übrig.

Sinclair ging wieder vor. Diesmal umklammerte er die Stäbe nicht, er wollte nur sehen, ob er sich geirrt hatte oder nicht.

Er hatte sich nicht geirrt.

Die Frau, diese Steinfigur, stand zwar noch an derselben Stelle, aber sie hatte sich bewegt. Sie hatte den rechten Arm vorgeschoben und mit ihm die Hand, die den Kelch umklammert hielt.

Daher das Knacken.

Sie stand jetzt gerade. Nichts war mehr abgewinkelt. Sinclair dachte in der Folge sehr richtig. Wenn es ihr gelungen war, den Arm zu bewegen, was sprach dagegen, dass sie es bei anderen Gliedmaßen nicht auch schaffte?

Eigentlich nichts, und er lauerte förmlich darauf, dass dies bald eintreten würde.

Wieder verstrich Zeit.

In der großen Höhle war es still geworden. Der Anwalt empfand die Ruhe als bedrückend. Sie kam ihm vor wie ein Tuch, das ihn zusammenpressen wollte.

Dann geschah es abermals Wieder knirschte es im Stein. Aber nichts brach ab. Keine Splitter, keine Staubwolke, aber den linken Arm hob die Steinfigur an. Sie streckte ihn, bewegte ihn im Schultergelenk, und es hörte sich an, als würden dort Knochen und Sehnen knacken, als sie dabei waren, sie zu dehnen, um eine gewisse Geschmeidigkeit zu erreichen. Dann lebte das Haar!

Es war so unwahrscheinlich, dass Sinclair anfing, leise zu lachen.

Bisher war es ebenfalls aus Stein gewesen, nun aber schien ein Windstoß in die dunkle Pracht hinaufzufahren und sie in die Höhe zu wehen.

Wie eine Fahne schwang es von einer Seite auf die andere, als die Frau den Kopf bewegte und abermals das Knacken erklang, als wollten sich die Halswirbel richten.

Es war für Sinclair noch immer ein unheimlicher und auch nicht erklärbarer Vorgang. Was er hier erlebte, war Magie pur, da kam es einfach nicht raus. Noch stand sie.

Namenlos war sie für ihn. Er rechnete jetzt sogar damit, dass diese Person mit ihm sprechen konnte. Sie würde Fragen stellen oder Befehle geben.

Alles war möglich.

Und auch die Bewegung des Beins. Es war das rechte, das sie nach vorn drückte und dann streckte.

Wieder hörte er das Knacken, als würden kleine Nüsse zwischen einem Nussknacker zermalmt.

Diese Bewegung des Beines glich bereits einem ersten Schritt. Die namenlose Steinfrau hatte den Fuß bereits vom Boden abgehoben, jetzt streckte sie das Bein vor.

Abermals das Knacken Dann hob die ihre Schultern, drehte den Kopf nach rechts, anschließend nach links und ging den ersten Schritt vor, als hätte sie dies schon immer getan.

So geriet sie sehr nahe an die grüne Säule mit dem darauf liegenden Totenschädel heran.

Ihre freie Hand war zur Kralle geöffnet und schwebte wie ein Greifer für einen Moment über dem Schädel.

Dann fasste sie zu.

Mit einer spielerisch leicht anmutenden Bewegung hob sie ihn an, drehte ihn sogar in der Hand, so dass er auf dem Handteller zu liegen kam. Jetzt hielt sie in der Rechten den Kelch, in der Linken den Schädel. Das wiederum änderte sich auch, denn sie brachte den Totenkopf in eine bestimmte Richtung.

Horace F. Sinclair dachte bei diesem Vorgang an den echten Dunklen Gral, der sich, im Besitz seines Sohnes befand.

Nur lag in seinem Kelch die rote Kugel der Tanith. Dieser hier wurde durch den Totenschädel bestückt. Und er besaß haargenau die richtige Größe, so dass er dicht hinter der Öffnung an den Seiten festklemmte.

Er passte!

Die Steinfrau musste zufrieden sein, und Sinclair schätzte noch einmal ihre Größe ab.

Mehr als doppelt so groß wie er war sie. Man konnte schon von einer Riesin sprechen.

Sie war zufrieden, sie ging weiter.

Noch knackte es innerhalb des Gesteins, aber es brach auch nichts ab wie eine Hülle, unter der ein Körper verborgen lag. Nein, der Stein war auch der Körper.

Und er hatte die Funktionen eines normalen Bewegungsablaufes eingenommen.

»Verdammt!« flüsterte Horace F. Sinclair, der endlich seine Sprache zurückgefunden hatte. »Das packe ich nicht. Das ist einfach zuviel. Darüber komme ich nicht hinweg.« Er hätte am liebsten gelacht, aber das wollte einfach nicht raus. Er konnte nur starren.

Wie weit sie von ihm entfernt war, ließ sich kaum schätzen. Nur konnte er sich ausrechnen, wann sie bei ihm am Gitter erscheinen würde. Wenn sie so weiterging, blieben ihm nicht einmal zehn Sekunden.

Auch jetzt strahlten ihre Augen in einem intensiven Farbton, als hätte sie darin die Himmelsbläue eingefangen. Sie besaß Kraft, das erkannte er trotz der hölzern wirkenden Bewegungen, und er wollte wissen, was sie vorhatte.

Die Namenlose näherte sich dem Gitter.

Sinclairs Blicke huschten über die Stahlstäbe. Für ihn waren sie hart genug. Er hätte schon Herkules sein müssen, um sie auseinander biegen zu können.

Das war er nicht, aber er traute der Steinfrau soviel Kraft zu, dass sie es schaffte.

Was war das nur?

Vor Aufregung hatte er eine trockene Kehle bekommen. Aber auf seinem Gesicht lag die Feuchtigkeit als dicker Schweißfilm. Er rechnete damit, dass sich alles verändern würde, vielleicht müßte man nur über den Dunklen Gral und seine Geheimnisse nachdenken.

Wie dem auch war, er stand hier als unfreiwilliger Beobachter und konnte nur hoffen, dass die Steinerne in ihm keinen Feind sah.

Und jetzt bewegte sich auch das Gewand. Es sah aus wie einer dieser modernen Swingermäntel, nur reichte er bei der Frau nicht bis zu den Knien, sondern bildete in Höhe der Knöchel eine breite Glocke, die bei jedem Schritt wie schwerer Samt von einer Seite auf die andere schwang. Die dunklere Hand hielt das Gefäß mit dem Totenkopf umklammert. Darüber und etwas nach links versetzt, sah er das Gesicht. Reglos wirkte es, blass, glatt. Wieder wurde Sinclair den Eindruck nicht los, dass es zugleich einen engelhaften Ausdruck zeigte, als wäre diese Person tatsächlich aus Stein gewesen.

Das alles konnte stimmen, das konnte aber auch die reine Spekulation sein.

Sie brauchte nur mehr zwei Schritte, bis sie das Gitter erreicht hatte.

Das Wesen ging weiter.

Nur noch ein Schritt.

Jetzt keinen mehr.
Horace F. Sinclair wich zurück. Nicht dass er vor Furcht starr geworden wäre, aber sein Herzschlag beschleunigte sich immer mehr.
Trotzdem ließ er sie nicht aus den Augen.
Was tat sie?
Eine Hand war frei. Sie streckte den Arm vor, öffnete die Hand, so dass sie eine Klaue bilden konnte, und diese Klaue bewegte sie auf einen der Stäbe zu.
Sie umklammerte ihn. Dann war der Griff optimal.
Wollte sie die Stange durchbrechen?
Nein, das tat sie nicht.
Nein, sie bog sie einfach zur Seite, als bestünde sie nur aus weichem Draht und nicht aus Stahl…

***

Wir starrten beide das Bild an und waren nicht in der Lage, einen Kommentar abzugeben. Zu sehr hatte uns dieser Anblick überwältigt, mit dem wir nie gerechnet hatten.
Ich kannte jede Einzelheit, ich hatte auch das Gefäß gesehen, das eine große Ähnlichkeit mit meinem Gral aufwies, und ich konnte mir vorstellen, wie mein Vater vor diesem Bild gestanden hatte und ebenfalls wie vor dem Kopf geschlagen war. Er kannte den Gral schließlich. Er wusste über seine Funktion genau Bescheid, er…
Ja, dachte ich. Er hatte etwas gesehen, was er eigentlich nicht hatte sehen sollen. Was nicht für seine Augen bestimmt gewesen war. Das genau war es und nichts anderes.
Wahnsinn, verrückt – ich konnte es einfach nicht fassen und schüttelte nur den Kopf.
Neben mir stand Suko.
Zwar nicht bleich wie eine Kalkwand, aber viel fehlte nicht mehr.
Er dachte ebenfalls intensiv nach, und als ich ihn anschaute, formten seine Lippen ein Wort, ohne es allerdings auszusprechen.
Gral Ja, es konnte der Dunkle Gral sein, musste es aber nicht. Zudem stellte die Frau mit der schwarzen rechten Klaue für mich ebenfalls ein gewaltiges Rätsel dar.
Ich hatte mich auf das gesamte Bild konzentriert und nicht nur auf ein Motiv. Sehr genau hatte ich dabei ihr Gesicht angeschaut und kramte in den Schubladen meiner Erinnerung nach, ob sie mir möglicherweise schon einmal begegnet war.
Nein, dieses Gesicht hatte ich noch nie gesehen. Auch nicht in meinen Träumen. Dieses Gesicht war mir völlig unbekannt. Auch Suko konnte damit nichts anfangen und hob nur die Schultern.
Wer war diese Person?
Für mich stand fest, dass sie neben dem Dunklen Gral in diesem Fall

eine wichtige Rolle spielte. Ich hätte gern den Maler gefragt; aber diese Chance würde ich wohl nicht bekommen. Das Bild zählte wahrscheinlich zu den älteren Gemälden. Im Prinzip konnte ich froh darüber sein, dass van Ims so gut über die einzelnen Ausstellungsstücke Bescheid gewusst hatte. Er hatte die Herkunft und den Sinn der anderen Bilder erklären können und würde sicherlich über dieses etwas wissen.

Deshalb sprach ich ihn an, und es fiel mir nicht leicht, die richtigen Worte zu finden.

»Was ist mit diesem Bild?«

Er schaute mich an.

»Was ist damit?«

»Es fällt aus der Reihe.«

»Klar, das sehe ich. Wissen Sie etwas über den Maler und über die Herkunft des Gemäldes?«

»Es ist mir fast ein Rätsel!«

Suko mischte sich ein. Er ging auf den Mann zu, der diese Bewegung wie eine Drohung auffasste und zurück schritt. »Was wollen Sie von mir?«

»Nur eine Antwort.«

Van Ims holte tief Luft. Auf seiner Stirn lagen die Schweißperlen wie aufgereiht. »Das Bild ist seltsam, ungewöhnlich. Man hat davon gesprochen, dass es einen Engel darstellen soll, aber so genau weiß ich das nicht. Ich kenne auch keinen Namen, ich weiß nur, dass es eben ein Engel sein soll. Das ist alles.«

»Es gibt verschiedene Engel«, sagte Suko. »Schutzengel, normale Engel, gefallene Engel, Erzengel…«

»Ich habe doch keine Ahnung«, jammerte der Verwalter. Viel hätte nicht gefehlt, und er wäre vor uns auf die Knie gefallen.

»Und wer hat das Bild gemalt?« fragte Suko.

Van Ims schaute auf das Gemälde. »Es ist dort keine Signatur zu sehen, ich weiß es nicht. Es muss aber ein sehr guter Künstler gewesen sein, der eine naturalistische Technik beherrscht.«

»Wie lange hängt es hier?«

»Schon Jahre, glaube ich, lange bin ich noch nicht hier. Als ich kam, hing es schon. Ich habe das Motiv auch nicht so speziell erklären können, ich ging immer mit allgemeinen Worten darüber hinweg, habe aber von einem Engel gesprochen.«

»Und wie haben Sie den Kelch erklärt?« fragte ich.

»Ich habe ihn den Besuchern als einen kirchlichen Gegenstand näher gebracht. Für mich ist er ein besonders schöner Messkelch, mehr aber nicht. Es kann ja sein, dass er noch eine symbolische Bedeutung besitzt, aber mehr weiß ich nicht.«

Ich fragte nicht mehr nach dem Bild, sondern kam auf profanere

Dinge zu sprechen. »Sagen Sie, Monsieur von Ims, wem gehört dieses alte Herrenhaus eigentlich?«

»Einem Konsortium.«

»Was heißt das?«

»Es sind vier Männer, die es gekauft haben. Wahrscheinlich als Geldanlage. Aber in diesen Dingen bin ich nicht bewandert, mein Einkommen ist nicht hoch genug.«

»Sie kennen die vier Männer?«

»Nur vom Ansehen.«

Das überraschte mich. »Nicht namentlich?«

»Nein, Monsieur, sie sind mir nicht bekannt. Ich weiß auch nicht, weshalb sie so zurückhaltend sind. Wenn sie kommen, reden Sie sich stets mit den Vornamen an. Man könnte meinen, dass sie Furcht davor haben, ihre Nachnamen auszusprechen.«

»Das kann möglich sein.«

Und Suko fragte, wann die vier Männer zum letzten mal im Haus gewesen waren. »Das ist noch nicht lange her. Vor einigen Tagen haben sie sich blicken lassen.«

»Was taten sie?«

»Nichts. Sie verhielten sich völlig normal. Schauten sich um, lobten mich«, sagte er mit lachender Stimme, die seine Verlegenheit überbrücken sollte »War noch etwas?« Er holte ein Taschentuch hervor und wischte Speichel von den Lippen.

»Ja, da war noch etwas. Die vier Herren erklärten mir, dass sie sich in der Gegend aufhalten würden. Sie wollten einige Tage entspannen, gewissermaßen Urlaub machen.«

»In St. Produce?«

»Ja.«

»Wo?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Es gibt dort ein kleines Hotel. Vielleicht fragen Sie da einmal nach.«

»Wäre nicht schlecht. Und mehr wissen Sie nicht von den Besitzern hier?«

»Nein!«

»Danke, das reicht.« Er räusperte sich, schaute uns etwas verlegen an, bevor er sich erkundigte, ob wir uns noch weiter umschauen wollten. »Gibt es denn noch etwas zu sehen?« fragte Suko. »Alte Gebrauchsgegenstände aus den letzten Jahrhunderten. Wenn es Sie interessiert…«

»Nein, nicht, aber ich hätte noch etwas anderes, bei dem Sie uns möglicherweise helfen können.«

»Was wäre das?« Suko senkte seine Stimme, war aber noch sehr genau zu verstehen. »Es geht da um einen geheimnisvollen Felsendom tief in der Erde, der hier in der Gegend existieren soll. Da Sie

wahrscheinlich zu den Einheimischen zählen, müssten Sie davon wissen.«

Er überlegte. Ich schaute ihn dabei genau an und hatte das Gefühl, dass van Ims Zeit gewinnen wollte. Auch schwitzte er stärker. Das kurzärmelige Hemd wies unter den Achseln breite Flecken auf.

»Nun?« Van Ims räusperte sich. »Ja, es ist schon möglich, dass es so etwas bei uns gibt.« Ich wollte eine klare Antwort. »Ja oder nein?«

»Ja.«

»Wunderbar, da kommen wir der Sache schon wesentlich näher. Wo also gibt es ihn?«

»Sie müssten dazu etwas raus fahren, und zwar hinein in die Felsenregion. Dort existieren zahlreiche Höhlen, und da finden Sie dann auch den Felsendom.«

»Ist der Eingang zu ihm gekennzeichnet?«

»Nein, das nicht.«

»Aber?«

»Sie werden ihn finden. Er liegt in einer kleinen Schlucht. Sie brauchen nur dem Wasser nachzugehen. Es ist einer dieser schnell fließenden Bäche, die Sie hier oft finden.«

»Gut. Sonst noch etwas?«

»Nein.«

»Was beinhaltet der Dom?« fragte Suko. »Nicht grundlos hat man ihm den Begriff mystisch gegeben.«

Er schluckte und bewegte seine Hände. Auf den hellen Fingern wuchsen dunkle Härchen, die an einigen Stellen sogar einen dichten Pelz bildeten.

»Genau kann ich Ihnen das nicht sagen.«

»Und ungenau?« Er grinste schief. »Man spricht nicht darüber, aber angeblich soll sich im Innern des Doms ein Geheimnis befinden. Etwas sehr Unheimliches oder Mystisches.«

»Es wird doch irgendwelche Vermutungen geben«, sagte ich.

»Wenn so etwas in einer bestimmten Gegend interessiert, die einen sehr verlassenen Eindruck macht, reden die Menschen darüber, denn es ist wie eine kleine, aber bleibende Sensation.«

»Spekulationen gibt es schon.«

»Und die genau interessieren uns«, sagte Suko. »Manche Menschen behaupten ja, in dieser Höhle würde ein Riese leben. Sie wäre das Grab eines mächtigen Menschen, eben eines Riesen. Er hätte sich dort für die Ewigkeit zum Schlafe hingelegt. Wie gesagt, das erzählt man sich. Was daran wahr ist, was gelogen wurde, kann ich Ihnen nicht sagen.«

Er rechnete damit, dass wir darüber lächeln würden, wunderte sich aber, dass wir es nicht taten. Statt dessen erkundigte ich mich nach dem Namen dieser Gestalt.

»Das weiß ich nicht.«
»Hat er keinen?«
»Kann schon sein, aber die Leute sprechen eben nur von diesem Riesen. Er kann auch namenlos sein.«
»Kann man in die Höhle hineingehen?« Suko kam wieder auf das Praktische zurück. »Sofern man sich im Besitz eines Schlüssels befindet.«
»Den gibt es also?«
»Ja.«
»Und wer hat ihn?«
»Das weiß ich nicht. Wir wissen nur, dass der Eingang mit einem alten Tor verschlossen worden ist, und ich will Ihnen auch sagen, dass wir keine Touristen dorthin führen und dass Sie eine Ausnahme erleben. Denn normalerweise rede ich mit keinem Fremden über die Dinge. Sie gehören zu uns, verstehen Sie?«
»Aber die Besitzer dieses Herrenhauses wissen darüber Bescheid, nehme ich an.«
»Das glaube ich schon.«
»Gut«, sagte ich und nickte Suko zu. »Wir werden uns die Höhle einmal anschauen.«
»Wollen Sie das Tor aufbrechen?«
Ich lächelte sparsam. »Das habe ich nicht behauptet. Aber es wäre eine Möglichkeit.«
Er sah aus, als wollte, er sich an mich hängen, um mich festzuhalten.
»Nein, um Himmels willen, versündigen Sie sich nicht. Das… das darf man nicht.«
»Weshalb nicht?«
»Ich will Ihnen sagen, dass…«
»Bitte, Monsieur van Ims. Vielleicht gelingt es uns auch, den Schlüssel zu finden, dann wäre alles andere kein Problem. Aber was ist so schlimm daran?«
»Man sagt, dass der Riese auf keinen Fall freikommen dürfe. Ja, das erzählt man sich.«
»Lebt er denn?«
»Ich kann es nicht sagen. Einige meinen ja, andere wiederum sind der Ansicht, dass er längst verfallen ist. Aber alle fürchten sich irgendwie davor.«
»Bon, Monsieur van Ims, gehen wir.«
Er nickte und drehte sich um.
Suko lächelte mir zu und hob die Schultern. Gemeinsam schauten wir auf den gebeugten Rücken des Verwalters, der vor uns herschlich wie ein armer Sünder.
Ich war auf die Höhle gespannt und dachte jetzt schon über einen Zusammenhang zwischen dem Riesen, dem Bild, den vier Männern

und der Entführung meines Vaters nach. Irgendwo mussten sich die Fäden einfach treffen, davon war ich überzeugt.

Den restlichen Bildern warf ich keinen Blick mehr zu. Aber das Motiv des letzten Gemäldes hatte sich fest in meinem Gedächtnis eingegraben.

Der dort abgebildete Kelch war nicht der original Dunkle Gral, den ich besaß. Aber viel fehlte nicht, abgesehen von der Kugel. An der Außenhaut war er etwas anders gearbeitet worden, es fehlten auch die eingravierten Symbole, doch die relative Ähnlichkeit zwischen den beiden Gefäßen war schon erschreckend. Wir erreichten die Tür.

Der Verwalter zog sie auf. Der Gang zwischen den einzelnen Räumen lag bereits hinter uns. Wir würden mit den nächsten Schritten die Eingangshalle erreichen.

Und dort blieben wir stehen, wie vor eine Mauer gelaufen. Die vier Kuttengestalten mit den bleichen Gesichtern standen an strategisch günstigen Stellen, und jede von ihnen hielt eine Maschinenpistole in der Hand, deren Mündungen auf Suko und mich wiesen…

Das war eine Überraschung, wie sie spektakulärer nicht hätte sein können.

Es waren vier Männer, und ich dachte sofort an die Besitzer dieses Herrenhauses, die sich den Bau ja auch teilten. Dunkle Kutten und sehr bleiche Gesichter, wahrscheinlich mit Kreide oder Staub eingerieben, eigentlich wirkten sie wie zweckentfremdete Clowns, aber ich hütete mich davor, sie als lächerliche Gestalten aufzufassen, denn ihre Waffen waren alles andere als lächerlich.

Die Mündungen schauten uns drohend an. Die Maschinenpistolen waren gut gepflegt. Einen Kommentar gab ich nicht ab. Auch Suko sagte kein Wort. Er hatte die Arme leicht angehoben und war damit meinem Beispiel gefolgt. Nur der Verwalter huschte geduckt quer durch die Halle und verschwand in seinem Büro.

Noch hatte niemand gesprochen, aber ich wollte nicht mehr länger stumm bleiben und redete die vier Männer deshalb an. »Wir sind uns der Ehre bewusst, meine Herren, dass sie uns persönlich empfangen, aber nicht in dieser Kleidung, diesem seltsamen Aufzug und den bleichen Gesichtern. Kommen Sie sich nicht lächerlich dabei vor?« Einer von ihnen trug eine Brille.

Und der gab auch eine Antwort.

»Sind Sie Sinclair?«

»Das kann ich nicht leugnen.«

»Wir dachten es uns.«

»Dann wissen Sie also mehr über meinen Vater, nehme ich an.«

»Stimmt.«

»Sie haben ihn entführt?«

»Er war zu neugierig.«

»Inwiefern?«
»Er sah das Bild.«
»Richtig. Das haben andere Besucher auch gesehen. Sie hätten viel zu tun gehabt, wenn sie jeden hätten entführen wollen.«
»Nicht jeder reagierte so wie Ihr Vater.«
»Was tat er denn?«
»Er kehrte in der Nacht noch einmal zurück. Wahrscheinlich wollte er das Bild stehlen, aber wir haben sehr genau aufgepasst. Er lief uns in die Falle.«
»Und wo ist er jetzt?«
»An einem sicheren Ort!«
»Im Felsendom?«
Mit dieser Frage hatte ich genau, ins Schwarze getroffen. Die vier Männer hatten sich nicht gut in der Gewalt, denn sie schraken synchron zusammen.
»Lassen Sie meinen Vater frei!« forderte ich. »Er hat Ihnen nichts getan! Ich sehe auch jetzt noch keinen Sinn für eine Entführung. Sie hätten ihn laufen lassen können.«
»Bei einem anderen hätten wir das auch getan, aber wir erfuhren seinen Namen. Sie sind in gewissen Kreisen bekannt, Monsieur Sinclair. Ob Ihnen das nun gefällt oder nicht. Und wir stolperten über diesen Namen und reagierten entsprechend.«
»Sie hatten also Angst davor, dass er mich alarmierte?«
»So ist es.«
Ich lachte schallend in den Raum hinein. »Sind Sie denn mit einer Entführung besser bedient worden? Das glaube ich kaum. Mein Vater hätte längst in London zurück sein müssen. Als man nichts mehr von ihm hörte, wurde ich misstrauisch und fuhr hinterher. Sie haben mit Ihrer verdammten Tat also nichts erreicht.«
»Doch.«
»Und was?«
»Wir haben Zeit gewonnen.«
»Wobei die Voraussetzungen dieselben geblieben sind«, sagte ich.
Damit wollte ich den Sprecher aus der Reserve locken, und das schaffte ich auch.
»Nicht mehr«, sagte der Mann. »Es ist inzwischen etwas geschehen. Es muss etwas geschehen sein.«
»Was bitte?«
»Es geht nur uns etwas an. Wir werden es schaffen, wir werden den Gral bekommen.«
»Den habe ich!«
»Das wissen wir. Aber wir holen uns beide.«
»Es gibt noch einen zweiten?« wunderte ich mich.
»Hast du ihn nicht auf dem Bild gesehen?«

Ich musste laut lachen. »Nein, das ist nicht der echte Gral. Er ist nicht mit der Kraft ausgestattet. Er ist ein anderer. Eine gute Kopie, mehr auch nicht.«

»Er besitzt Kraft.«

»Das streite ich nicht ab. Es gibt zahlreiche Dinge, die einen christlichen oder weißmagischen Ursprung gehabt haben und dann von den Mächten der Finsternis kopiert wurden. Das braucht ihr mir nicht zu erzählen, da kenne ich mich aus. Wahrscheinlich wird es auch bei diesem Gral so gewesen sein.«

»Seine magischen mystischen Zauberkräfte werden uns helfen. Uns, dem Geheimbund Dunkler Gral!«

Das klang lächerlich, aber ich glaubte fest daran, dass es diesen Menschen sehr ernst war. Sie hatten sich von einer Macht leiten lassen, deren Einfluss unberechenbar war, aber ich wunderte mich darüber, dass sie den Gral noch nicht in ihren Besitz gebracht hatten, und das sagte ich ihnen auch.

»Wir werden ihn noch heute bekommen.«

»Und wer gibt ihn euch?«

»Das braucht euch nicht zu interessieren. Wir wollen nur, dass ihr euch aus dem Fall heraushaltet. Wir könnten euch erschießen, die Sache wäre es wert, aber wir werden darauf verzichten, weil wir einen gewissen Sinclair senior in unserer Gewalt wissen. Noch einen letzten Ratschlag werde ich euch geben. Versucht nicht, uns auf den Fersen zu bleiben. Es hätte keinen Sinn. Denkt an den alten Mann, nur das allein zählt.«

»Okay«, sagte ich, »das haben wir schon verstanden.«

Der Mann mit der Brille, der ausschließlich bisher gesprochen hatte, ging einen Schritt vor.

Ein zweiter tat es ihm nach.

Die anderen beiden bewegten sich derweil auf die Tür zu, zogen sie auf und verschwanden nach draußen, wobei sie die Tür nicht schlossen und wir kurze Zeit später das leise Geräusch eines Motors hörten, der zu einer großen Limousine gehörte.

Das Fahrzeug stoppte neben dem Eingang mit offenen Türen. Der dritte Mann verschwand ebenfalls. Er zog sich zurück und ging dabei mit vorsichtigen Schritten.

Als letzter blieb der Brillenträger. Er hielt die MPi nicht einmal verkrampft, machte den Eindruck, als könne er damit umgehen. Er schaute uns an, und die überrot wirkenden Lippen in seinem ansonsten bleichen Gesicht verzogen sich zu einem Lächeln. Dann Schoss er!

Der ist wahnsinnig, dachte ich, als ich zu Boden hechtete. Es war eine rein mechanische Reaktion, ich wollte auf keinen Fall als Kugelfang dienen, rollte mich auch um die eigene Achse und dachte

zudem daran, dass dies vergebens war, denn in einem deckungslosen Saal wie diesem hätten mich die Kugeln immer erwischt.

Sie wischten vorbei. Zwar rissen sie Teile des Parkettbodens auf, dann aber jagten sie in die Wand, wo sie Putzbrocken herausschlugen, die, eingehüllt in zahlreiche Staubwolken, zu Boden krachten und auch dann noch fielen, als wir uns erhoben, weil die Schüsse verstummt waren.

Wir eilten zur Tür, wollten sie aufreißen, fanden sie von außen verschlossen, dann hörte ich Suko fluchen wie selten. Er machte sich Vorwürfe, seinen Stab nicht eingesetzt zu haben, dann hätten auch wir eine Geisel gehabt, denn die fünf Sekunden hätten immer ausgereicht, um den Mann mit der MPi zu fassen.

Unser Rütteln an der Tür war vergeblich. Wir mussten einen anderen Weg nach draußen finden. Zwar hatte Suko sehr schnell ein Fenster geöffnet, doch auch das hatte Zeit gekostet, und die große dunkle Limousine war längst verschwunden.

Wir kletterten nach draußen. Der Verwalter ließ sich nicht mehr blicken. Nur der Gärtner rannte mit schreckensbleichem Gesicht herbei. »Ist hier geschossen worden?« keuchte er.

»Nein, das waren Knallerbsen.«

»Ha.«

Ich trat nahe an ihn heran. »Hören Sie mal, haben Sie einen dunklen Wagen wegfahren sehen?«

»Den… den Mercedes?«

»Kann sein. Wo ist er hin?«

»In Richtung St. Produce.«

»Danke:« Ich hatte damit gerechnet, Suko startbereit in seinem Wagen sitzen zu sehen, das war ein Irrtum. Statt dessen stand er daneben, die Hände in die Hüften gestützt, den Blick nach unten gerichtet, und besah sich kopfschüttelnd den rechten Hinterreifen.

»Was ist denn?«

»Kannst du schnell einen Reifen wechseln, John?«

»Scheiße«, fluchte ich, sprach das Wort aber französisch aus, besah mir den Schaden und stellte fest, dass die Luft entwichen war. Es blieb uns nichts erspart.

Ich öffnete den Kofferraum und holte das Reserverad hervor. Suko kümmerte sich um den Wagenheber, der Gärtner schaute aus sicherer Entfernung zu, und hinter einem der Fenster sah ich schattenhaft das Gesicht des Verwalters. Ich blickte hoch zum Himmel.

Es war noch immer schwül. Die Wolken hingen so grau wie eine alte dicke Decke. Sie entsprachen mit ihrem Aussehen unserer Stimmung…

***

Die Hand umklammerte noch immer den harten Stab.

Horace F. Sinclair hatte gesehen, wie er zur Seite gebogen worden war und konnte über die Kraft dieser steinernen Frau nur staunen.

Und dann brach das Metall.

Es knackte einfach weg, als hätte diese Riesin ein Streichholz durchgebrochen.

Noch hielt das Gitter, noch waren zu viele kleine Zwischenräume vorhanden, aber sie machte weiter. Mit jeder Sekunde, die verstrich, schien sie mehr an Kraft zu gewinnen.

Mit einer Hand nur schlug die Person gegen die Stäbe. Nach einem Treffer war keiner mehr so, wie er zuvor gewesen war. Nicht mehr glatt, nicht mehr gerade, sondern eingedrückt und brüchig.

Sie drehte die nächsten Stäbe des Gitters auseinander, dann folgten andere, so dass die Lücke immer größer und breiter wurde.

Der Anwalt schaute nur zu.

Er hatte seinen Platz gewechselt, war so weit zurückgegangen, dass er die Wand in seinem Rücken spürte. Sie gab ihm ein gewisses Gefühl an Sicherheit, obwohl er genau wusste, dass ihn diese Unperson zerquetschen konnte wie eine Menschenhand die Fliege.

Wenn sich die Gestalt gebückt hätte, wäre sie schon durchgekommen, aber sie machte noch weiter und trat mit den Füßen gegen den unteren Teil der Stäbe.

Die gewaltigen Tritte schüttelten sie durch, bogen sie nach außen, und die nächsten Erschütterungen sorgten für eine vollständige Zerstörung.

Die Gestalt kam durch… Sie bückte sich dabei, und Sinclair hörte in Höhe ihres Nackens wieder ein Knirschen, als wäre dort etwas auseinander gerissen worden.

In den nächsten Sekunden entschied sich sein Schicksal. Entweder vernichtete sie ihn, oder sie ließ ihn in Ruhe.

Einen Fuß hatte sie bereits in den Bereich vor dem Gitter gesetzt.

Der zweite befand sich noch in der anderen Hälfte. Sie stockte für einen Moment, als wollte sie darüber nachdenken, ob sie weitergehen sollte oder nicht.

Diese Gestalt bewegte sich mit sehr großen Schritten. Der nächste schon würde sie bis an Horace F. Sinclair heranbringen, der sich nicht zu rühren wagte und sich noch tiefer geduckt hatte. Die Arme hielt er hoch und vor dem Gesicht gekreuzt. Er konnte sich gut vorstellen, dass plötzlich ein Schatten vor ihm erschien, der sich senkte und wobei aus dem Schatten dann ein harter, mächtiger Gegenstand wurde, der ihn zerquetschte. Das passierte nicht.

Dafür hörte er ein Geräusch.

Dumpf und kratzig drang es ihm entgegen. Er kannte es. Es klang immer dann auf, wenn die Gestalt einen weiteren Schritt nach vorn gegangen war.

Die Arme sanken herab, er wollte jetzt sehen, was sich getan hatte, hob den Kopf und in seinen Blick jagte der tiefe Schreck hinein, als er die Eisaugen der Gestalt sah.

Ja, es waren Augen wie Eis. Aus der Nähe betrachtet wirkten sie noch schlimmer.

Sinclair bewegte sich nicht. Selbst seine Wimpern hielt er unter Kontrolle. Die Lippen wirkten wie zwei blasse Streifen, und aus dieser Perspektive kam ihm die Gestalt noch mächtiger vor, obwohl sie gebückt stand.

Sie konnte gehen, sie konnte sich bewegen, wahrscheinlich konnte sie auch sprechen, er rechnete mit allem, aber seine Gedanken wurden von einem starken Geruch überlagert, der ihm überhaupt nicht passte. Es stank nach Moder und verfaultem Fleisch, wobei sich sein Blick auf die dunkle Hand konzentrierte, die den Kelch hielt.

Strömte diese Klaue den Modergeruch aus?

Es musste ihm eigentlich egal sein. Er bekam aber mit, wie die Steinfrau ihre freie Hand vorstreckte und dabei mit einem ihrer großen Finger auf seine Brust zielte.

Sinclair erstarrte noch mehr.

Er rechnete damit, dass es in den nächsten Sekunden vorbei sei.

Diese Gestalt konnte ihm sogar mit dem Druck eines ihrer Finger den Schädel eindrücken, aber das hatte sie nicht vor, denn sie krümmte ihn nur, und dabei entstand ein eisiges Knirschen.

Mehr geschah nicht.

Sinclair atmete aus.

Im nächsten Moment spürte er den Ruck, als der Finger sein Hemd vor der Brust entzweiriss. Es war eine lässige Bewegung, hinter der jedoch eine gewaltige Kraft steckte, dem der einfache Stoff nichts entgegenzusetzen hatte.

Sinclairs Brust lag frei!

In diesem Augenblick wünschte er sich an einen anderen Ort. Diesen Blick konnte er nicht mehr ertragen, aber er stellte auch fest, dass die Sekunden verstrichen und er nicht weiter angegriffen wurde. Die Namenlose hatte sich mit dieser letzten Tat zufrieden gegeben.

Horace F. Sinclair begriff die Welt nicht mehr. Er dachte trotzdem darüber nach, und plötzlich glaubte er auch, Bescheid zu wissen.

Diese Person hatte ihm das Hemd aufgefetzt, um sich von einer bestimmten Sache zu überzeugen. Wahrscheinlich hatte sie das Kreuz gesucht. Aber das befand sich im Besitz seines Sohnes.

Sie richtete sich wieder auf.

Ziemlich irritiert, wie Sinclair senior schien. Der Ausdruck in den Augen hatte sich gewandelt. Er erinnerte fast an den eines Menschen, wenn dieser sich überrascht zeigte.

War die Gefahr vorbei?

Noch stand die Gestalt gebückt vor ihm. Aber sie richtete sich wieder auf, und abermals war dieser Vorgang von knirschenden Geräuschen begleitet, die als Echo durch die Höhle schallten.

Horace F. Sinclair hörte sich selbst atmen. Es war ein erleichtertes Ausstoßen von Luft. Sein Herz hämmerte nicht mehr so stark, er merkte, dass seine Kraft zurückkehrte, und auf einmal fühlte er sich sehr wohl. Am liebsten hätte er gelacht, seine Erleichterung hinausgeschrieen, aber er riss sich zusammen. Schließlich konnte er nicht wissen, wie diese unheimliche Gestalt darauf reagieren würde.

Sie ging zurück.

Den ersten Schritt, dann den zweiten. Als sie den hinter sich gebracht hatte, da wusste Sinclair, dass die große Gefahr endlich vorüber und sein Leben gerettet war.

Ein kleines Wunder war geschehen.

Er saß auch nicht mehr so verkrampft, entspannte sich und wagte es, seinen Körper in die Höhe zu drücken.

Die Gestalt hatte ihm ihren breiten, mächtigen Rücken zugedreht und ging dorthin, wo sich der Ausgang befand.

Ein starkes Tor, dass ein Mensch nicht hätte durchbrechen können.

Sinclair rappelte sich hoch. Er hatte leichte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht, das Alter machte sich schon bemerkbar, aber er wollte nicht hier bleiben. Wenn ihm die Riesin schon den Weg freimachte, musste er die Chance nutzen. Er ging hinter ihr her.

Seine Schritte setzte er vorsichtig und versuchte dabei, verdächtige Geräusche zu vermeiden. Vielleicht wollte sie auch nicht, dass er sein Gefängnis verließ.

Im Licht der Lampe, die durch eine Batterie gespeist wurde, tanzten die Staubwolken wie kleine, wandernde Berge. Hoch über ihm befand sich eine düstere, unebene Decke, aber vor ihm war die Riesin stehen geblieben und starrte das Tor an.

Es bestand aus mächtigen Holzbohlen und würde selbst einem Rammbock Paroli bieten können.

Nicht aber der Riesin!

Horace F. Sinclair war gespannt, ob sie die Tür mit ihrer freien linken Hand einrammen würde, aber sie nahm den Fuß.

Das rechte Bein hob sie mit einer gar nicht mehr so schwerfällig wirkenden Bewegung an, drückte es zurück und rammte, es wuchtig vor.

Treffer!

Sogar ein Volltreffer!

Es gab einen donnernden Laut. In dieses Echo hinein hörte Sinclair senior das Splittern, Krachen und Brechen, Geräusche, die Sinclair vorkamen wie eine herrliche Musik, denn sie begleitete seinen Weg in die Freiheit. Er dachte nicht mehr an seine Entführer, er wollte nur

noch raus aus diesem Dom.
Noch einen letzten Blick warf er zurück. Er sah das zerbrochene Gitter, er konnte, wenn er den Kopf drehte, die zerstörte Eingangstür sehen und roch bereits die frische Luft, die an dem breiten Rücken der Riesin vorbeiströmte.
Sie hatte die Höhle bereits verlassen und den Kopf sicherheitshalber noch eingezogen. Jetzt aber richtete sie sich auf!
Sie wuchs vor dem Anwalt in die Höhe und wurde so groß, dass er einen Schauer bekam.
Das war schon enorm. Noch immer konnte er sich kaum vorstellen, dass er dieser Person entwischt war.
Aber er wusste nicht, was geschehen wäre, wenn sie das Kreuz auf seiner Brust entdeckt hätte.
Die Namenlose ging weiter.
Es war ein schmaler Weg, der eine Schlucht einschnitt. Und dieser Weg endete dort, wo sich auch der ehemalige Eingang des Felsendoms befunden hatte.
Die Schritte dröhnten auf dem Boden. Ein anderes Geräusch aber war lauter.
Links von sich hörte Sinclair ein wild klingendes Rauschen. Er drehte den Kopf und sah den silbrigen, glitzernden, breiten Wasserstreifen, der sich als Wildwasserfluss seinen Weg durch den Felsenwirrwarr gebahnt hatte.
Das Wasser schäumte und tanzte. Es spritzte hoch, es bestand aus Strudeln und Kreiseln, es war eine gewaltige Macht, die nicht einfach gestoppt werden konnte.
Das Flussbett lag tiefer und irgendwo verschwand das Wasser dann unterhalb des Felsendoms in einer breiten Spalte, um irgendwo anders wieder zum Vorschein zu kommen.
Es war noch nicht dunkel geworden, aber die Dämmerung hatte die Helligkeit des Tages bereits abgelöst. Vor diesem Hintergrund, auch versehen mit dem bedeckten Himmel, hob sich die Gestalt der Riesin besonders scharf konturiert ab.
Sie ging weiter.
Sinclair wusste nicht, welchen Weg sie einschlagen wollte. Zunächst musste sie einmal in der Schlucht bleiben. Was dann noch geschah, konnte er nicht voraussehen.
Zwar war er mit einigen Kollegen durch die Gegend gewandert, hier aber zeigte sich der ältere Herr doch ziemlich orientierungslos, denn in diese Schlucht hatte sie der Weg nicht geführt. Er wusste nicht einmal, wo es nach St. Produce ging und musste sich von dieser mächtigen Gestalt führen lassen.
Sie stampfte weiter.
Schritt für Schritt, Meter für Meter…

Rechts und links wuchsen die Wände sehr dunkel in die Höhe.

Manchmal sahen sie aus wie gefrorener Teer, in dem die Unebenheiten an den Seiten nicht geglättet worden waren.

Horace F. Sinclair hatte Mühe, dieser mächtigen Gestalt folgen zu können. Ging sie einen Schritt, so musste er drei machen, um überhaupt mithalten zu können.

Er war auch nicht mehr so in Form wie früher. Die Gefangenschaft hatte an ihm gezehrt, und er hoffte, dass sich die Schlucht nicht noch kilometerweit hinziehen würde.

Er hatte Glück, merkte es daran, dass die Schlucht ihre Enge verlor und die Seitenwände weiter zurücktraten.

Noch war die Sicht durch Hänge begrenzt, die zudem bewaldet waren, aber der Weg endete plötzlich auf einer normalen, Straße, die sich wie ein breiter Querstrich durch das Gelände zog und an der Einmündung sich so etwas wie eine Kreuzung gebildet hatte.

Dort blieb die Riesin stehen.

Auch Sinclair stoppte ab. Er drehte sich um und drückte sich mit dem Rücken gegen die Wand aus Stein. Einige Male holte er tief Luft, schmeckte den von den mächtigen Füßen aufgewirbelten Staub und rechnete eigentlich damit, dass die Person weitergehen würde.

Das aber tat sie nicht. Statt dessen drehte sie den Kopf nach rechts.

Nicht ohne Grund, denn auch Horace F. Sinclair sah die beiden bleichen Glotzaugen, die ihr Licht in das Grau der Dämmerung schickten und sie so durchbrachen.

Aus dieser Richtung kam ein Fahrzeug!

Horace F. Sinclair wusste nicht, wer sich um diese Zeit hierher verirrt hatte, aber er vergaß seine eigene Erschöpfung, denn die nächsten Minuten würden all seine Kraft und Konzentration erfordern, um sie überstehen zu können.

Bisher hatte er von dem ankommenden Wagen nur die Scheinwerfer zu Gesicht bekommen. Das Zusammentreffen war genau getimt, und er konnte sich vorstellen, dass ihm der oder die Fahrer nicht unbekannt waren.

Die Böschung war zwar relativ hoch, aber nicht zu steil. Sinclair konnte bequem über sie hinweg laufen. Innerhalb des Bewuchses verschwanden seine Beine fast bis zu den Knien. Unter ihm zerknackte trockenes Holz. Das Laub raschelte, wenn er darüber hinweg glitt, die in der Luft liegende Feuchtigkeit hatte den Boden glatt gemacht, und er war froh, als er die ersten Bäume jenseits der Böschung erreicht und sich zwischen den Stämmen verstecken konnte, ohne dass ihn zuvor das Licht der Scheinwerfer erfasst hätte. Fast wäre er zu Boden gesunken. Er rang nach Atem. An einem günstig gewachsenen Ast hielt er sich fest, musste sich noch für die Dauer einiger Sekunden ausruhen, bevor er sich sehr langsam drehte und dorthin schaute, wo

es plötzlich sehr hell wurde und ein bläulichweißer Lichtteppich ein gewaltiges Loch in die Dämmerung gerissen hatte. Inmitten des Lochs stand die Riesin!

Es war ein Bild, das kaum zu glauben war, weil es irgendwo an eine Szene aus einem Märchen erinnerte.

Die Limousine war bestimmt nicht klein, im Verhältnis zu der Riesin wirkte sie beinahe wie ein Spielzeugauto.

Sie stand da und bewegte sich nicht.

Aber auch im Fahrzeug rührte sich kein Mensch. Es stand da, als wäre es geparkt worden.

Solange noch Zeit war, wollte Sinclair sie auch nutzen. Er fand seinen Platz nicht besonders günstig und wechselte ihn, huschte zur Seite. Unter seinen Füßen raschelte das Gras, die Dämmerung umgab ihn wie eine graue Tinte. Wenn er durch Lücken schaute, sah er die Berge wie eine Mauer.

Er blieb in gleicher Höhe und verhielt seine Schritte, als er ungefähr die Höhe des Fahrzeugs erreicht hatte.

Von oben her schaute er auf das Dach.

Es sah aus wie ein rechteckiger dunkler Teich, lag in absoluter Ruhe. Mal vernahm er ein leises Knacken, das der Wagen abgab, der allmählich abkühlte.

Was tat die Namenlose?

Nichts, sie tat nichts. Sie blieb noch immer stehen. Sinclair sah ihr Gesicht nicht, konnte sich aber vorstellen, dass sie den Blick ihrer eisigen Augen auf den Mercedes gerichtet hatte.

Bis zum Rand der Böschung lief der Anwalt vor. Dort duckte er sich in das hohe Gras.

Er hatte einen guten Beobachtungsplatz gefunden und hockte kaum zwei Sekunden dort, als es passierte.

Die Wagentüren öffneten sich lautlos.

Kein Licht erfüllte die Limousine. Es war bewusst abgestellt worden. Von verschiedenen Seiten verließen die Insassen das Fahrzeug.

Vier tauchten aus der kantigen Hülle.

Und vier hatten Sinclair auch gekidnappt!

Sie waren wieder so gekleidet. Dunkle Kutten, bleiche Kreidegesichter, die ihre eigentlichen Züge verschwinden ließen und alles gleichmachten.

Sie ließen die Tür offen, um so schnell wie möglich wieder einsteigen zu können.

Sinclair sah auch etwas an ihnen, das ihm überhaupt nicht gefiel.

Jeder war mit einer Maschinenpistole bewaffnet, ein Zeichen, dass sie bereit waren, sich zu wehren.

Die Spannung nahm zu. Der Anwalt glaubte, sie in der Luft knistern zu hören.

Immer konnte es nicht so bleiben. Irgendwann musste sich einfach etwas tun.

Schweigen…

Die tiefe Stille der allmählich hereinbrechenden Nacht umgab das Tal und hüllte es ein.

Auch die Riesin, bewegte sich nicht. Er konnte ihre eisblauen Augen jetzt besser erkennen. Selbst die Dunkelheit schaffte es nicht, sie zu verdecken.

Wer warf den ersten Stein?

Es war einer der Männer, der den Mund öffnete, und zwar derjenige, der den Wagen gelenkt hatte.

»Du hast es geschafft, Engel, du bist erwacht, wir haben es gewusst. Du bist jetzt bereit, deinen Weg einzuschlagen, und du hast den Gral an dich genommen. Wir sollten wirklich Partner werden und uns überlegen, was zu tun ist.«

Engel? Sinclair dachte über diesen Begriff nach. Es war für ihn eine Überraschung gewesen, dass Namenlose als Engel bezeichnet worden waren. Er hätte alles in ihr gesehen, nur keinen Engel. Engel sind nicht böse, sind meist gut, sind ätherische Wesen und…

Unsinn, sagte er sich. Das musst du vergessen, denn es gibt auch die andere Seite bei ihnen.

»Du solltest uns den Gral geben. Er, du und wir könnten gemeinsam eine neue Basis finden…«

»Es ist nicht der echte!«

Sinclair schrak zusammen, als er die Stimme des Engels hörte. Sie war zwar menschlich zu nennen, hatte aber trotzdem etwas an sich, das kaum in Worte zu fassen war.

Da schwebte etwas mit, dass aus einer anderen Welt kam, dass einfach nicht zu begreifen war. Ein hohes Summen und Singen, das die normalen Worte untermalte, so dass der Klang der Stimme noch nachschwang, obwohl der Engel seinen Satz schon beendet hatte.

»Das wissen wir. Es kann auch nicht der echte Gral sein. Aber er ist ebenfalls stark. Hast du ihn nicht als Lohn dafür bekommen, dass du abtrünnig geworden bist?«

»Ja!«

»Wer gab ihn dir?«

»Er war ein Geschenk der Hölle!«

»Richtig, der Teufel oder auch sein weiblicher Pendant Lilith haben versucht, den Gral nachzuformen. Sie haben ihn damit verspottet und anstelle der Kugel den Totenschädel eines Menschen hineingesteckt. Du hast die Seite gewechselt, bist aus den Sphären des Guten in die der Hölle hineingeraten, aber deine alte Existenz hat dich erreicht, und so wurdest du verflucht. Ja, du bist verflucht, Engel. Man hat dich in die Starrheit hineingebracht, die ewig währen sollte. Der alte

Felsendom ist zu deinem Grab geworden. Die Menschen hier haben dich vergessen oder denken bewusst nicht mehr an dich, weil sie Furcht haben, dass du wieder erwachen könntest. Jetzt bist du erwacht. Wir haben es lange versucht, sind aber immer gescheitert. Dann aber haben wir dir einen Mann geschickt, der dafür Sorge trug, dass deine Starre verging. Du kennst ihn, du hast ihn gesehen. Er ist ein alter Mann, aber er musste trotzdem etwas an sich gehabt haben, dass er…«

Der Engel unterbrach den Sprecher. »Ja, ich weiß es. Ich habe es gespürt. Von ihm strahlte etwas ab, das mich nicht mehr ruhig werden ließ. Es war wie eine Ladung, die mich traf und die eine bestimmte Botschaft für mich hatte.«

»Die Gralsbotschaft.«

»Der Gral gehört dir!«

»Nicht der echte. Was ich hier trage, ist einfach eine Spottfigur der Hölle. Sie wollten den echten Gral verspotten. Sie haben mir gesagt, welche Kräfte er besitzt, dass ich damit herrschen kann, dass ich ein großartiges Leben führen werde. Zu Beginn habe ich es geglaubt, aber es war nicht der Fall. Ich bin enttäuscht worden. Ich verfiel in die Starrheit, in die tiefe Lethargie, es war für mich wie ein Wegtauchen, und ich wurde meiner Kräfte beraubt. Ich bin auf die falschen Götter reingefallen. Mir gehörte zwar der Gral, aber ich war gefangen. Weder Lilith noch der Teufel haben mich unterstützt, das weiß ich genau. Und ich war soweit, dass ich sie verfluchte.«

»Mach das nicht. Noch stehen sie auf deiner Seite, und auch wir sind dir zugetan. Denke daran, dass der Gral sehr mächtig ist. Wir haben uns zu einem Geheimbund Dunkler Gral zusammengeschlossen, um Macht zu bekommen und um dir deine zurückzugeben, wenn du verstehst. Wir sind diese Gruppe, auf die du dich verlassen solltest. Wir haben dafür gesorgt, dass du wieder erwacht bist.«

»Ich weiß, es war der alte Mann. Ich spürte, dass er anders war. Er war die Spur zum echten Gral.«

»Ja, den besitzt sein Sohn.«

»Dann soll er kommen.«

»Du wirst dich wundern, Engel, er ist schon hier.«

Diese letzte Antwort hatte Horace F. Sinclair aus seiner Spannung gerissen.

John hier?

Unmöglich war es nicht. Sein Sohn hatte sicherlich die Spur aufnehmen können, schließlich war es leicht gewesen, herauszufinden, wo der Anwalt seinen Urlaub verbrachte.

»Wo?« fragte der Engel.

»Wir sahen ihn im Herrenhaus.«

»Dann will ich ihn sehen.«

»Das kannst du, aber zuvor sollten wir ein Geschäft machen. Du hast den Gral, Sinclair besitzt den echten. Wenn du ihn bekommst, hast du einen zuviel. Deshalb schlag ich vor, dass du uns diesen Gral überlässt und wir dir den anderen besorgen.«

»Ihr werdet nicht mit ihm zurechtkommen. Er ist zu mächtig. In ihm sind die Kräfte der Hölle versammelt. Aber ich traue der Hölle nicht mehr. Ich bin ihretwegen abtrünnig geworden, sie aber hat mich im Stich gelassen und mich zu Untätigkeit verdammt…«

»Es war ein Plan!« schrie der Sprecher. »Ein gewaltiger Plan, der erst in der heutigen Nacht sein Ende findet. Du solltest solange ruhig gestellt werden, bis sich die Chancen, an beide Grale heranzukommen, eröffnen. Das haben sie jetzt. Du kannst froh sein, du kannst…«

»Ich will nicht mehr.«

»Was heißt das?«

»Ich werde jetzt meinen eigenen Weg gehen. Ihr habt mir den alten Mann geschickt. Es war der Wink des Schicksals. Er hat es allein durch seine Anwesenheit geschafft, mich aus der Lethargie, der Starre zu holen. Und so gehe ich allein, denn ich werde mir auch noch den echten Gral holen. Habt ihr verstanden?«

»Wir sorgen dafür, dass…«

»Nein!« donnerte der Engel. »Schon einmal hat man mich reingelegt. Ein zweites Mal wird es nicht passieren. Die Zeiten des Vertrauens sind endgültig vorbei. Ich gehe meinen Weg, und niemand wird mich daran hindern können.«

Der Sprecher mit dem kalkbleichen Gesicht streckte seinen Arm aus. »Tu es nicht!« rief er. »Mach dich bitte nicht unglücklich. Es ist ein gewaltiger Fehler…«

»Ich habe mich entschlossen, diesen Weg zu gehen!«

»Es ist der falsche!«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich weiß es eben! Du brauchst unsere Hilfe. Sinclair wird den echten Gral nicht freiwillig herausgeben. Schon jetzt gar nicht, wo der Felsendom zerstört worden ist. Die Geisel ist in die Freiheit gelangt, du hast gegen ihn kein Druckmittel mehr. Er wird dir einen Kampf liefern, bei dem nicht feststeht, wer der Sieger sein wird. Du brauchst unsere Hilfe, Engel, du brauchst sie, auch wenn du über uns Menschen lachst. Wir können Sinclair in Schach halten. Wir können ihn zwingen, den Gral zu holen, daran solltest du denken.«

»Nein!«

»Doch du…«

»Ich will es aber nicht. Ich habe mich einmal entschlossen, und dabei bleibt es.«

»Dann wirst du den zweiten Gral nie bekommen. Verlasse dich diesmal auf die Menschen, die Hölle hat dich enttäuscht, sie wird auch

nie wieder so werden, wie sie einmal war. Tu dir selbst den Gefallen, ich bitte dich darum!«

»Nein!«

Eine harte, eine endgültige Antwort, die der Engel gegeben hatte.

»Ich werde meinen Weg gehen, und niemand wird mich daran hindern. Auch ihr nicht, obwohl ihr auch zu einem Geheimbund Dunkler Gral zusammengeschlossen habt.«

»Wir stehen auf deiner Seite. Wir wollen die Macht mit dir teilen. Wenn die Hölle dich auch enttäuscht hat, wir Menschen werden es nicht tun. Wir haben uns zusammengefunden, wir haben geforscht und fanden heraus, dass du in den mystischen Felsendom verborgen bist, denn wir sahen zuerst das Bild…«

»Es war ein Fehler. Der Maler hat mich für die Nachwelt verewigt. Ich habe ihn dafür gehasst und anschließend bestraft. Denn es ist sein Schädel, der den Gral schmückt. Ich habe ihn ihm vom Kopf geschlagen und seinen Torso vermodern lassen. Es ist meine Rache an ihm gewesen. Das Schicksal hat mich zu einem Einzelgänger gemacht. Ich habe den Fluch lösen können durch das Erscheinen des alten Mannes, der mir eine großartige Spur zeigte…«

»Dreh es herum!«

»Ich bleibe bei meinem Plan. Ich werde mir auch den anderen Gral holen. Ich werde mich auf den Weg machen und Sinclair suchen. Ich werde ihn finden!«

»Das glaube ich dir, aber…«

»Es gibt kein Aber mehr. Es gibt für euch nur noch die einzige Alternative. Geht aus dem Weg, bevor ich es mir anders überlege und euch zertrete.«

Diese Worte waren nicht so einfach dahingesagt worden, das wussten die vier genau. Sie schauten sich über das Dach des Fahrzeugs hinweg an. Horace F. Sinclair konnte ihre Blicke nicht sehen, an ihren hektischen Kopfbewegungen jedoch stellte er fest, wie nervös die Männer auf einmal geworden waren. Sie hatten sich auf den verfluchten Engel verlassen und waren nun enttäuscht worden.

Er tat nichts, gab ihnen noch eine Chance.

Sekunden verstrichen, und abermals nahm die Spannung zu. Der Anwalt spürte sehr deutlich, wie sein Herz immer schneller schlug.

Auf seine Stirn war der Schweiß getreten. In der Kehle spürte er den trockenen Geschmack.

Was tun?

Noch geschah nichts. Der Steinerne schien alle Zeit der Welt zu haben. Als der Sprecher es noch einmal versuchen wollte, um ihn zu überreden, da ging er vor.

Einen Schritt nur, aber der war zu hören. Auf dem Untergrund hinterließ der aufsetzende Fuß ein Dröhnen, und gleichzeitig wallte

Staub in die Höhe.
Er ging weiter.
»Verdammt!« schrie der Sprecher. »Bist du denn wahnsinnig? Überlege es dir.«
Der dritte Schritt.
Wim, der Manager, der an der Beifahrerseite stand, stieß einen Fluch aus.
Und George schrie: »Wir müssen weg, sonst…«
Seine restlichen Worte gingen unter in einem gewaltigen Knirschen, Reißen und Knacken. Der Steinerne hatte den Fuß abermals erhoben und ihn dann auf die Motorhaube gesetzt.
So stabil der Mercedes auch gebaut sein mochte, diesem Druck hielt das Blech nicht stand.
Das Fahrzeug hatte sich nach vorn gesenkt, und der zerdrückte Blechhaufen der Motorhaube glich jetzt einer Treppe, die für den Engel der Einstieg zu einem weiteren Schritt war. Er stemmte sich dort ab Und er trat auf das Dach.
Die Scheinwerfer waren längst erloschen. In der Dunkelheit flohen die vier Männer so schnell, wie sie konnten. Sie jagten den Weg zurück, den sie auch gekommen waren, und nur Horace F. Sinclair, der heimliche Beobachter, blieb zurück.
Über seine Lippen huschte ein Lächeln. In seinen Augen stand ein kalter Glanz, als er zuschaute, wie sich der Wagen noch mehr senkte, wie das Dach unter dem zweiten Schritt zerbrach, als bestünde es aus Glas, wie die Scheiben in zahlreichen Stücken aus den Fensterrahmen sprangen, und wie der nächste Tritt des nachziehenden Beins auch noch den Rest des Fahrzeugs radikal zerstörte.
Durch diesen Druck wurde der Kofferraum des großen und teuren Fahrzeugs zusammengedrückt wie ein Pappkarton.
Geschafft!
Und der Engel ging weiter.
Ob er sich an die Verfolgung der vier Männer machen wollte, war nicht klar, aber Horace F. Sinclair ging davon aus dass die Riesin sich auf den Weg gemacht hatte, um John zu suchen.
Wo konnte er nur stecken?
Durch seinen Kopf rasten zahlreiche Vermutungen. Er ging davon aus, dass sich John in dem Herrenhaus umgesehen hatte. Er wusste also genau darüber Bescheid.
Hinzu kam noch, dass er einen Platz brauchte, wo er sich aufhalten konnte.
Da gab es eigentlich nur eine Möglichkeit.
St. Produce!
Er musste sich ein Versteck in diesem Ort ausgesucht haben. Vielleicht brauchte er noch Informationen über diesen Fall, und die

wiederum konnten ihm nur dort gegeben werden.

Der Anwalt setzte genau auf diese Karte!

Er hatte sich längst erhoben. Vor ihm fiel die Böschung ab. Sie endete in einem schmalen Straßengraben. Dann schaute er nach rechts.

Er sah den Rücken der mächtigen Gestalt, die Schritt für Schritt ging, und jedes mal, wenn ihr Fuß auf den Boden hämmerte, ein dumpfes Donnern hinterließ.

Dem Rechtsanwalt kam es vor, als würde ihr Weg von einem Gewitter begleitet..

Wichtig war jedoch, dass er nicht die Nerven verlor.

Wenn die Riesin und auch die vier Mitglieder aus dem Geheimbund Dunkler Gral nach St. Produce wollten, dann würde auch er den Weg gehen. Er hoffte nur, dass es dort nicht zu einem großen Chaos kam, denn er konnte sich gut vorstellen, dass es dieser steinernen Person gelingen würde, Häuser mit einem Tritt zu zerstören, und dem Erdboden gleichzumachen…

***

Ich lächelte nicht, ich fluchte auch nicht, aber ich war irgendwie froh, dass wir es geschafft hatten.

Der Reifen saß fest.

»Und wo wasche ich mir die Hände?« beschwerte sich Suko, als er mir seine Handflächen zeige.

»Spuck drauf.«

»Hm, ha, wie witzig.«

Der Gärtner schaute noch immer zu. Er hatte uns allein werken lassen und nicht geholfen.

Ich stieg ein, hockte hinter dem Lenkrad und wartete darauf, dass Suko den Wagen betrat.

Erst nach einer Weile öffnete er den Wagenschlag und tauchte auf den Beifahrersitz.

»War noch was?«

Er hob die Schulter. »Mir kam es vor, als hätte ich in der Ferne dumpfe, grollende Geräusche gehört.«

»Ein fernes Gewitter.«

Davon konnte ich Suko nicht überzeugen, denn er schüttelte den Kopf. »Nein, das ist es nicht gewesen. Das hätte sich anders angehört.«

»Was glaubst du denn?«

»Nichts mehr. Keine Spekulationen. Höchstens, dass ein Berg oder was auch immer aufgebrochen wurde.«

»Der Felsendom?«

Er winkte mit beiden Händen. »Kann ich dir nicht sagen, John. Wäre aber möglich.«

Ich startete den Motor, dachte dabei auch an meinen Vater, von dem wir noch keine Spur gefunden hatten.

Der Tag hatte sich längst verabschiedet. Eine fahle Dunkelheit lag über dem Land. Die Luft drückte noch immer. Sie hatte zudem an Feuchtigkeit gewonnen und fühlte sich irgendwie klebrig an, das merkten wir sogar, obwohl wir im Wagen saßen.

Geisterhaft fahl strichen die beiden Scheinwerferkegel vor uns her.

Sie öffneten in der Dunkelheit einen Tunnel, sie fächerten, sie glitten über den trockenen Weg oder machten aus den rechts und links stehenden Büschen eine geisterhafte Szenerie, wobei das Gras aussah, als wäre es angestrichen worden.

Der leichte Abendwind verfing sich in den Kronen der Bäume und bewegte die Blätter, so dass sie raschelnd gegeneinander fuhren.

Unter den Reifen knirschte der Bodenbelag. Kleine Steine, Kies und harter Lehm bildeten den Grund. Das änderte sich, als wir die Straße erreichten, die nach St. Produce führte, und das Hinweisschild war selbst in der Dunkelheit nicht zu übersehen.

Ich war sehr still geworden und hing meinen Gedanken nach. Ich kam mit diesem Fall noch immer nicht zurecht. Längst hatte ich gespürt, dass sich hier etwas zusammenbraute. Nicht allein vom Wetter her, auch der Fall bereitete mir Sorgen. Meiner Ansicht nach schien er sich dem Finale zu nähern, und hoffentlich überstanden wir es, wobei ich meinen Vater mit einbezog.

St. Produce lag vor uns. Der Ort war eingepackt in die Dunkelheit und die Stille.

Da rührte sich nichts, die Häuser sahen aus, als würden sie sich in der Nacht ducken.

Das aus den Fenstern fallende Licht verteilte sich wie helle Flecken an verschiedenen Teilen des Ortes. Die Laternen an der breiteren Hauptstraße gaben einen müden Schein ab, der noch vor dem Erreichen des Bodens versickerte.

Selbst für einen kleinen Ort wie diesen war es ungewöhnlich, dass sich um diese Zeit – schließlich noch vor Mitternacht – niemand auf der Straße blicken ließ. Selbst die Gehsteige wirkten wie leer geputzt. Eine kleine Kirche schaute mit ihrem Turm über die meisten Hausdächer hinweg, und vor einem Brunnen stand eine Laterne, die ihr Licht gegen die alten Fassaden der Häuser streute.

Suko hatte sich mit ähnlichen Gedanken beschäftigt wie ich. »Mir kommt es vor, als würden die Leute hier etwas erwarten.«

»Dann müssten sie Bescheid wissen.«

»Möglich.«

»Gibt es hier nicht ein kleines Hotel?«

»Ja, dein Vater hat dort gewohnt.«

»Lass es uns suchen.«

»Und wen willst du fragen?«

Ich stieg wortlos aus, weil ich nicht weit entfernt eine Informationstafel gesehen hatte. Sie wurde von zwei Bänken flankiert. Eine Bushaltestelle befand sich auch noch dort.

Auf der Tafel stand, was alles wichtig war. Unter anderem las ich auch den Namen des Hotels, der auf den Schinken hinwies, für den die Ardennen berühmt waren.

Ich ging zurück zu Suko.

»Hast du es gefunden?«

»Ja, wir müssen noch weiter geradeaus.«

»Dann mal los.«

Ich startete. Der Leihwagen rollte an. Ich spürte auch Sukos Unruhe, die er nicht verbergen konnte. Er schaute immer wieder aus dem Fenster, ich wusste auch, was er suchte und sagte: »Ich glaube nicht, dass du unsere Freunde findest.«

»Das befürchte ich allmählich auch.«

Dafür fanden wir das Hotel. Es machte seinem Namen wirklich alle Ehre, denn über der vorgebauten gläsernen Eingangstür hing ein übergroßer Schinken an der Wand.

Errichtet worden war es aus Holz und Glas, sah dabei aus wie ein modernes Fachwerk. Die Zimmer verteilten sich auf zwei Etagen, während wir unten durch große Fenster in ein rustikal eingerichtetes Restaurant schauen konnten.

Nur wenige Tische waren besetzt. Paare saßen dort, auch eine Gruppe älterer Frauen.

Nur unsere vier »Freunde« sahen wir nicht. Auf dem kleinen Parkplatz stand auch nicht der Wagen.

Die Straße führte weiter auf die Berge zu. Davor lagen die großen Futterplätze der Ardennenschweine in tiefer Dunkelheit.

»Hat es Sinn, dort zu fragen?«

»Nach wem?«

Ich hob die Schultern. »Nach meinem Vater, zum Beispiel.«

»Nein, nicht nach ihm. Wichtig wäre es, den Weg zum Felsendom zu kennen.«

»Okay, geh hinein.«

Suko drückte die Glastür auf. Ich sah, wie er auf die kleine Rezeptionstheke zuging und blieb beim Wagen stehen, um auf ihn zu warten. Es war sehr still geworden, auch aus dem Restaurant hörte ich keine Stimmen. Dafür vernahm ich etwas anderes.

Stimmen durchbrachen die Dunkelheit. Wegen der Ruhe waren sie auch so deutlich zu hören, obwohl sich die Sprecher noch relativ weit entfernt befanden. Die Echos hallten über die Wiesen, auf denen die Schweine weideten, und es dauerte nicht lange, da sah ich die vier Gestalten durch die Nacht eilen.

An ihren Bewegungen, an der schwingenden Kleidung, an dem Drang, voranzukommen, war für mich zu sehen, dass es die Mitglieder des Geheimbundes Dunkler Gral waren.

Ich schaute rasch durch die Glastür.

Suko war nicht zu sehen. Ich konnte jetzt auch nicht ins Hotel laufen und ihn warnen.

Ich musste mich um die vier kümmern. Nicht dass ich mich zum Kampf stellen wollte, aber zu sehen brauchten sie mich auch nicht, deshalb benutzte ich unseren Leihwagen als Deckung und kauerte mich hinter dem Kotflügel zusammen.

Dort wartete ich ab.

Stimmen und Schritte überschnitten sich. Dazwischen das heftige Atmen, ein Beweis dafür, dass sie gerannt waren.

Wie eine Fügung des Schicksals kam es mir vor, als sie nicht weit vom BMW entfernt stehen blieben. Sie waren so mit sich selbst beschäftigt, dass sie nicht auf die Idee kamen, aus nächster Nähe beobachtet zu werden. Sie schauten dabei in die Richtung, aus der sie gekommen waren und redeten flüsternd miteinander.

Ich richtete mich auf, über den Kofferraumdeckel schaute ich hinweg. Sie drehten mir den Rücken zu, der Wind spielte mit ihren Kutten und trug mir auch das Flüstern zu.

Dem Klang der Stimmen nach zu urteilen, schien es ihnen nicht besonders zu gehen. Sie redeten auch davon, dass sie die Gefahr unterschätzt hatten, und einige Male fiel der Begriff Gral.

»Wir können es nicht mehr schließen!« sagte der Mann mit der Brille. »Das Tor ist offen, und sie lässt sich nicht mehr stoppen.«

Wer war sie?

Ich wusste es nicht, aber ich sollte es sehr bald zu sehen bekommen, denn dort, wo sich die Wiesen befanden und sich im Hintergrund die Berge wie dunkle Gemälde abhoben, sah ich die Gestalt.

Mächtig, groß und dunkel!

Kein Mensch, obwohl sie auf zwei Beinen daher schritt. Nein, sie war ein Wesen, das Übergröße bekommen hatte und vor dem man sich leicht fürchten konnte.

Wie ein Riese…

Auch die Männer hatten die Gestalt gesehen. Ich hörte ihre leisen Flüche, sah die hektischen Bewegungen, mit denen sie sich umschauten und duckte mich wieder.

»Wir müssen weg! Die spielt nicht mehr mit! Die… die wird uns zertreten …«

Mir rann ein Schauer über den Rücken, als ich den letzten Satz hörte, denn diesen Begriff zertreten brachte ich in einen Zusammenhang mit meinem Vater.

War er möglicherweise ein Opfer geworden?

Ich musste schlucken, gab aber zu, dass mich die vier Männer momentan nicht so sehr interessierten wie die riesenhafte Gestalt; die näher und näher kam.

Ihre Schritte waren raumgreifend. Fast wie bei den berühmten Siebenmeilenstiefeln.

Sie kam noch näher.

Ich sah sie besser.

Riesig, mehr als hoch gewachsen, ein großes Gesicht, einen Körper und die kalten, blauen Augen.

Aber es war noch mehr an ihr, etwas, das mich warnte.

In der rechten Hand hielt sie einen Kelch, der meinem Gral verdammt glich.

Und doch war da ein großer Unterschied vorhanden, den ich auch in der Dunkelheit sah.

Aus ihrem Kelche schaute keine Kugel hervor, sondern ein bleicher Totenschädel.

Da wusste ich, dass der Gral nie die Kraft und die Macht des echten haben würde.

Noch war die Gestalt zu weit entfernt, um direkt gefährlich werden zu können. Es würden höchstens wenige Sekunden vergehen, dann hatte sie uns erreicht.

Das wussten auch die Mitglieder des Geheimbundes. Sie waren zwar bewaffnet, aber sie zogen sich zurück, huschten weg vom hellen Eingang des Hotels und wollten, dass sie von der Dunkelheit verschluckt wurden.

Ich schaute jetzt direkt auf die große Gestalt. Wenn sie so weiterging, würde sie geradewegs auf meinen Leihwagen zulaufen, den sie mit einem Tritt ihrer mächtigen Füße zur Seite fegen konnte. Soweit kam es nicht.

Aus dem rechten Augenwinkel nahm ich wahr, dass sich nicht weit entfernt das Licht bewegte.

Die Glastür war aufgestoßen worden, und ein Mann verließ das kleine Hotel. Es war Suko!

Er wusste von nichts, er ahnte nicht einmal etwas. Er war auch kein Westernheld, der den Saloon verließ, sich zunächst umschaute, ob auch keine Gefahr vorhanden war und dann erst weiterging.

Aber er stand im Licht.

»Weg, Suko!«

Ich hockte noch immer hinter dem Wagen und rief ihm von dort die Warnung zu.

Der Inspektor reagierte traumhaft. Mit zwei gleitenden Schritten schaffte er es, aus dem unmittelbaren Bereich des Lichtscheins zu gelangen und duckte sich noch unter das erleuchtete Viereck eines Fensters.

Ich hatte lauter sprechen müssen und war auch gehört worden.

»Verdammt, Sinclair!« hörte ich einen der Männer rufen. »Verschwinden Sie. Es ist alles anders gelaufen!«

»Das weiß ich.«

»Der Engel wird Sie zertreten! Er ist zu enttäuscht worden und hat sich auf den Weg gemacht, um alles zu vernichten. Er ist aus dem Felsendom entkommen!«

Engel? hatte der Mann gesagt. Da kam ich nicht mit, schob den Gedanken jedoch hintenan und wollte wissen, was mit meinem Vater geschehen war.

»Wir haben ihn nicht mehr gesehen.«

Verdammt auch! Ich schluckte und presste die Lippen hart zusammen. Über meinen Nacken lief eine kalte Schnur aus Eisperlen. Ich hatte Angst um meinen alten Herrn, was ich mir jedoch nicht weiter anmerken lassen wollte, denn jetzt war es wichtig, sich auf den Riesen zu konzentrieren, der als Engel bezeichnet worden war.

Als wer entpuppte er sich denn tatsächlich? Den Haaren nach zu urteilen, konnte er sehr gut eine Frau sein. Sie bewegten sich bei jedem Schritt wie eine Fahne auf und nieder. Andererseits zählten Engel zu den geschlechtslosen Wesen, und es spielte auch keine Rolle, ob ich hier eine Frau oder einen Mann vor mir hatte. Wichtig war die Tat.

Der Engel hatte unsere Unterhaltung mitbekommen und war stehen geblieben. Sein Kopf bewegte sich sehr langsam von einer Seite auf die andere, als wollte er mit seinen eiskalten Augen die Umgebung sehr genau durchforsten.

Den Gral hielt er fest.. Aus ihm schaute der Totenschädel hervor, das bleiche Gesicht auf mich gerichtet, als könnte er es schaffen, mich zu finden.

Mir juckte es in den Fingern, meine Beretta zu ziehen und einen Schuss auf den Totenkopf abzugeben, aber ich ließ die Waffe stecken, denn ich wollte nicht der erste sein, der die Auseinandersetzung begann.

Ich hörte hinter mir die leisen Schritte, drehte mich um und sah die Gestalt meines Freundes. Er hatte seine Deckung verlassen und ging neben mir in die Knie.

»Alles klar, John?«

»Nein, gar nichts.«

»Wer ist diese Gestalt?«

»Angeblich ein Engel.«

Er lachte leise. »Wie schön. Dann müsste er ja auf unserer Seite stehen, nehme ich an.«

»Nein, das glaube ich nicht. Wenn er sich als Engel bezeichnet, dann sehe ich ihn als einen ausgestoßenen an. Der gehört nicht mehr zu den

Wesen, die wir gemeinhin als Engel bezeichnen.«
»Er hat den Gral.«
»Ja, aber eine Kopie davon. Ich glaube nicht, dass er die Kraft besitzt wie der echte.«
»Eine Kopie?« flüsterte Suko und konnte ein Lachen kaum unterdrücken. »Da muss sich die Hölle oder wer auch immer angestrengt haben, um sie herzustellen.«
»Meine ich auch.«
»Und was ist mit unseren vier Freunden?«
Ich hob die Schultern. »Wenn mich nicht alles täuscht, Suko, dann haben sie sich verrechnet.«
»Ach nein…«
»Der Engel hat sein eigenes Spiel eingeläutet. Sie sind nicht an den Gral herangekommen, sie sind sogar vor dieser Gestalt geflohen. Da muss sich radikal etwas verändert haben.« Ich nickte zweimal. »Es ist fast wie immer. Erst versuchen es die Menschen, dann müssen sie einsehen, dass die Mächte der Finsternis ihre eigenen Regeln haben. Wir können jedenfalls nichts tun.«
»Womit rechnest du denn?«
»Frag mich lieber nicht.«
Suko drückte sich etwas höher, damit er die Riesengestalt besser sehen konnte. »Irgendwie werde ich den Eindruck nicht los, dass dieser komische Engel nicht weiß, wo es langgeht. Der zeigt sich völlig irritiert. Es sieht so aus, als müsste er noch überlegen.«
»Eines sage ich dir, Suko. Wenn der außer Kontrolle geraten ist, garantiere ich für nichts mehr. Dann wird er keine Rücksicht nehmen. Dann trampelt der alles nieder. Ich glaube fest daran, dass er dies schafft.«
Suko stimmte mir zu und sagte dann etwas, an das ich ebenfalls schon gedacht hatte. »Wenn ich ihn mir so anschaue, John; habe ich beinahe den Eindruck, als würde er aus Stein bestehen. Für mich ist er nichts anderes als eine lebende Figur.«
»Gratuliere.«
»Siehst du das auch so«
»Ja.«
»Er ist erweckt worden. Wenn es die vier Männer getan haben, warum fürchten sie sich dann vor ihm?«
»Ich weiß es nicht.« Dass mein Vater mit der Erweckung des Engels zu tun gehabt hatte, konnten wir ja nicht ahnen. Suko und ich hatten uns flüsternd und sehr schnell unterhalten. Es war wenig Zeit vergangen, und wir sahen nur, wie sich die Riesin drehte..
Sie starrte auf das Hotel!
In Suko und mir schossen schlimme Befürchtungen hoch, als wir sahen, dass sich der Engel in Bewegung setzte. Ich kannte mittlerweile

sein schwerfälliges Gehen, hütete mich aber, es zu unterschätzen. Der kam überall hin, wo er hinwollte.

Und er ging weiter.

Ich zog die Waffe. Wenn wir ihn nicht stoppten, würde er den Eingang eintreten und in das Restaurant gelangen, in dem die Gäste saßen und auch etwas gesehen hatten, denn einige von ihnen sprangen von ihren Plätzen hoch, sprachen miteinander, gestikulierten und deuteten auf die Fensterscheiben.

Ich schoss.

Da mir diese Gestalt den Rücken zudrehte, konnte ich auch nur sie treffen. Und ich empfand keine Skrupel dabei, es zu tun, denn das war kein Mensch.

Die Kugel erwischte die Gestalt in Höhe der Schulterblätter. Ich hatte eigentlich damit gerechnet, dass sie in dem Körper stecken blieb, aber sie prallte ab und sirrte als Querschläger davon. Für uns der Beweis, dass der Körper aus einer sehr harten Masse bestand.

»Da hilft kein Silber«, flüsterte Suko.

Der Engel war dennoch stehen geblieben.

Er drehte den Kopf.

Wir glaubten sogar, es knirschen zu hören. Seine Augen richteten sich auf uns. Diesmal schoss Suko.

Er feuerte nicht allein gegen den Engel, er hatte auch auf den aus dem Gefäß schauenden Totenschädel gehalten. Die geweihte Silberkugel erreichte das Ziel und zerschmetterte die obere Schädelhälfte genau zwischen den Augen.

Splitter flogen weg, und wir hörten einen irren Schrei, den das Wesen ausstieß.

Zum ersten mal erlebten wir, dass es auch Gefühle zeigen konnte.

Hass und Trauer vereinigten sich. Durch diesen Schuss hatten wir uns zu Todfeinden gemacht.

Aus dem Hintergrund brüllte einer der Geheimbündler. »Sie sind verrückt. Sie schießen auf den Engel.«

Es war mir egal, was sie über uns dachten, wir wollen ihn nur stoppen. Suko zog seinen Stab nicht. Wir waren uns beide nicht sicher; ob wir es tatsächlich schafften, die Figur während dieser weniger Sekunden zu vernichten.

Der Engel hob seinen freien Arm an. Mit den Fingern holte er den halbzerstörten Schädel aus dem Gefäß und schleuderte ihn zu Boden, wo er endgültig zerbrach.

Die Gäste im Restaurant standen noch immer an ihren Plätzen.

Keiner traute sich, den Saal zu verlassen. Sie alle standen wie unter einem starken Bann.

Und das namenlose Wesen hatte nun erkannt, wo ihre Feinde saßen. Er kam auf uns zu.

Ich wollte mein Kreuz hervorholen. Für diesen Gegner mussten wir einfach eine stärkere Magie aufwenden. Was mir selten passierte, geschah ausgerechnet jetzt. Ich war ziemlich aufgeregt. Das Kreuz verhakte sich in der Kleidung, ich wollte es weiter zerren, als Suko eingriff.

Er packte zu und nahm mich dabei für einen Moment in einen harten Klammergriff.

Bevor ich mich versah, was passiert war, rollte ich bereits über den Boden, noch immer von Suko umklammert, und es war gut so, dass er es tat.

Der Engel war zu nahe herangekommen, hatte ein Bein gehoben und zugetreten.

Er drosch mit seinem Fuß auf den Leihwagen und zermalmte das Blech, als bestünde es aus einem dünnen Karton. Dann trat er noch einmal zu, schaffte es nicht, den Wagen in unsere Richtung zu dreschen, aber Teile davon lösten sich und segelten gefährlich schnell heran.

Wir zogen beide die Köpfe ein, wurden nicht richtig getroffen, sondern gestreift. Ich hörte Suko fluchen, befreite mich aus seinem Griff und kniete mich hin.

Kleine Steine drückten durch den Stoff der Hose spitz gegen die Haut, und ich konnte mein Kreuz vorläufig vergessen, denn der Amok laufende Engel hatte es sich anders überlegt.

Er nahm jetzt das Hotel aufs Korn und bewegte sich wie ein völlig normaler Gast auf den Eingang zu. Dass er dies nicht war, bewies er einen Moment später. Da trat er zu!

Es war ein harter, ein brutaler Tritt, mit dem er die gläserne Eingangsfront erwischte, die mit einem irren Dröhnen und Klirren zusammenbrach, so dass sie aussah, als hätte sie einen Bombenanschlag erlebt.

Die Trümmer verteilten sich auf dem Boden. Stahlstäbe, die das Glas gehalten hatten, waren verbogen. Einer hinderte die Riesin noch beim Weitergehen. Mit der linken Hand packte sie zu und drückte ihn einfach zur Seite wie ein Gummi.

Himmel, hatte die eine Kraft. Mir wurde ganz anders zumute.

Dennoch mussten wir sie stoppen. Ich wunderte mich, dass Suko noch lag, warf ihm einen schnellen Blick zu und sah auch den Grund.

Er hatte weniger Glück gehabt als ich. Eines der herumfliegenden scharfen Blechteile des zerstörten Fahrzeugs hatte ihn unglücklicherweise an der Stirn erwischt, dort eine tiefe Wunde gerissen, aus der Suko blutete, als wollte man ihn gleich doppelt zur Ader lassen.

Er holte ein Tuch aus der Tasche, presste es gegen die Wunde, und das Blut zu stoppen.

»Geh erst mal allein, John!«

»Verdammt, du bist…«

»Ich bin schon okay!« keuchte er. »Denk an die Gäste. Die werden sonst zertreten.«

Im Prinzip hatte er recht. Von dieser Wunde starb Suko nicht. Ich musste es einfach auf eigene Faust versuchen, sonst räumte der Engel das gesamte Hotel ab.

Den Eingang hatte das Wesen bereits hinter sich gelassen. Es stand jetzt in der Rezeption, musste sich ducken, weil es sonst an die Decke gestoßen wäre und drehte sich dabei.

Mit einem Fußtritt erwischte es die Rezeptionstheke, deren Trümmer den hinter ihr stehenden jungen Mann zuerst gegen die Wand schleuderten und dann unter sich begruben.

Ich sprang über die Splitter hinweg und erreichte den Eingang für meinen Geschmack etwas zu spät, denn da bewegte sich die Riesin bereits auf die Rezeptionsfront hin abgetrennte Glasfront des Restaurants zu. Und dort standen die Gäste vor Schreck wie vereist!

***

Auch die vier Mitglieder des Geheimbundes hatten erlebt, wie der Engel plötzlich durchdrehte. Sie hielten sich zurück und kamen erst aus ihrer Deckung hervor, als er bereits den Eingang des Hotels zertreten hatte. Das Krachen des Glases klang in ihren Ohren wie eine schaurige Musik, und sie waren Realisten genug, um ihren Traum von der Macht zusammenbrechen zu sehen.

Vier Männer, die sich auf fremde Wege begeben hatten, die ihre Gesichter schminkten wie Clowns, die in andere Kleidung gestiegen waren, um damit zu dokumentieren, dass sie das eigentliche Leben hinter sich gelassen hatten.

Für sie brach jetzt eine Welt zusammen. Sie wussten, dass sie nichts mehr retten konnten; denn Sinclair und der mächtige Engel hatten die Initiative ergriffen.

Aber da war noch der Chinese. Und der hatte genug mit sich selbst zu tun. Er hockte am Boden. Sie sahen, wie er sich schwerfällig bewegte und immer wieder über seinen Kopf strich.

»Der ist es«, sagte Rene.

»Wollen wir ihn packen?«

»Ja, George. Sollte Sinclair es überstehen, haben wir eine Geisel gegen ihn.«

»Dann los!« Wim, der Manager lief als erster. Er war der schnellste und hielt seine Waffe mit beiden Händen fest.

Suko hörte die Echos der Tritte zwar, allein er konnte sich nicht darauf konzentrieren, weil abermals Blut in seine Augen gelaufen war und seine Sicht behinderte.

Als er es weggewischt hatte, da stand Wim bereits hinter ihm und drückte dem Inspektor die Mündung der MPi gegen den Nacken.

»Wenn du dich jetzt rührst, zerschieße ich dich.«

Sukos Schreck dauerte nicht sehr lange. Er konnte sogar lachen und fragte: »Wollen Sie sich unglücklich machen?«

»Nein, das Gegenteil davon.«

»Dann verschwinden Sie!«

»Das bestimmen wir.«

Mit wir meinte er die anderen drei Männer, die ihn mittlerweile erreichten und einen Kreis um Suko gebildet hatten.

Auch sie waren mit ihren Maschinenpistolen bewaffnet und richteten die Mündungen schräg in die Tiefe.

Er hockte am Boden, wie ein kleines Kind, hielt das Taschentuch gegen die Stirnwunde gepresst, damit kein Blut mehr in seine Augen lief. »Sie sind unbelehrbar«, sagte er, »so verdammt unbelehrbar. Sie haben verloren, sehen Sie das doch ein!«

»Das steht noch nicht fest!«

»Und ob. Ich…«

Jemand trat ihn in den Rücken. »Sie halten den Mund. Sie werden nichts mehr sagen. Ich schwöre Ihnen, dass wir herauskommen werden, und dabei braucht uns nicht einmal der Engel zur Seite zu stehen. Ist das klar?«

»Sicher.«

Aus dem Hotel hörten sie gellende Schreie, dazwischen ein Krachen, als wäre jemand dabei, die gesamte Einrichtung des Restaurants zu zerstören.

Suko traute sich nicht, den Kopf zu drehen. Die Kerle waren übernervös, sie würden schießen und…

»Habt ihr noch immer nicht die Nase voll!«

Da war plötzlich eine fremde Stimme. Nicht für Suko, denn er kannte den Mann, der gesprochen hatte.

Es war Horace F. Sinclair, der sich lautlos an das Ziel herangeschlichen hatte und selbst die vier Geheimbündler dabei überrascht hatte.

Zwei von ihnen fuhren herum. Sie bewegte sich dabei zur Seite, so dass eine Lücke entstand, durch die Suko schauen konnte.

Auch wenn der alte Herr erschöpft war, es schien ihm doch ziemlich gut zu gehen, denn er stand sicher auf den Beinen und zeigte nicht die Spur von Furcht.

»Bist du verrückt, alter Mann?« fuhr Bruno ihn an.

»Nein, ich will Sie nur vor einer Dummheit bewahren. Bisher hat es noch keine Toten gegeben und sorgen Sie nun dafür, dass es auch so bleibt.«

»Er und sie werden nur sterben, wenn einer von Ihnen Dummheiten

macht«, bekam Sinclair senior zur Antwort.

Das Interesse der Geheimbündler galt mehr ihm als Suko. Und der wusste, dass er handeln musste, um die Lage zu seinen Gunsten zu kippen. Er hielt das Taschentuch mit der linken Hand gegen sein Gesicht gepresst, die rechte war frei.

Und die rutschte unter die dünne Sommerjacke.

Dort befand sich der Stab.

Suko berührte ihn und rief nur ein Wort.

»Topar!«

Fünf Männer »vereisten« von einem Augenblick zum anderen: Nicht aber Suko, der Träger des Stabs. Er war derjenige, der sich als einziger bewegen konnte, er schnellte plötzlich in die Höhe. Vergessen war seine Stirnwunde, vergessen war das daraus noch immer quellende Blut, er musste jetzt unheimlich schnell sein, denn es blieben ihm nur fünf Sekunden, und dis. Lage zu seinen Gunsten zu entscheiden.

Er riss den Geheimbündlern die Maschinenpistolen aus den Händen, schleuderte und trat sie weg. Bei dreien schaffte er es glatt und sicher. Als er die vierte Waffe anfasste, war die Zeit um.

Suko stand vor dem Mann, und der wiederum starrte ihn an wie einen Ölgötzen.

Ein Griff, und er hatte die Waffe, sprang damit zurück, schwenkte die MPi in einem Halbkreis und rief mit nicht einmal allzu lauter Stimme: »Keine Bewegung!«

Die vier Geheimbündler waren wie vor den Kopf geschlagen oder aus all ihren spekulativen Träumen hervor gerissen. Sie begriffen die Welt nicht mehr, und ihre Gesichter erinnerten dabei an lächerlich gewordene Masken.

»Ganz ruhig«, sagte Suko und wandte sich an den pensionierten Anwalt. »Heben Sie die Waffen auf und behalten Sie eine für sich. Ich fühle mich wohler, wenn wir sie ins Kreuzfeuer nehmen.«

»Und ich mich auch«, sagte Horace F. Sinclair mit einer Stimme, in der die satte Zufriedenheit mitklang…

***

Die Trennscheibe war binnen einer Sekunde nicht mehr vorhanden.

Es hatte ein Schlag mit der Faust ausgereicht, um sie auseinander platzen zu lassen.

Weg, vorbei, ein Regen von Splittern und größeren Glasstücken war in das Restaurant gefegt.

Der namenlose Engel hatte freie Bahn!

Er ging, hielt den Kelch mit seiner geschwärzten Klaue fest, ging weiter, trat einen mit Salaten gefüllten Kreisel rücksichtslos zur Seite und erwischte eine Kellnerin, die sich nicht schnell genug entfernen konnte, mit einem Ellbogenstoß.

Die junge Frau fiel zu Boden und rutschte noch ein ganzes Stück weiter.

Eine Lampe ging zu Bruch, als die Riesin mit dem Kopf dagegen stieß. Splitter rieselten auf die Gestalt nieder wie Schnee.

Die Gäste wussten nicht, was sie von diesem Besuch halten sollten.

Sie waren in die Höhe gesprungen, und es gab keinen unter ihnen, der den Engel nicht mit schreckensstarrem Gesicht angestrahlt hätte.

Er war wie von Sinnen, schlug mit einer Hand auf Tische und Stühle, zerschmetterte Porzellan, Gläser und verteilte Essensreste in dem Raum.

Die Riesin lief Amok.

Sie hatte verloren, sie fühlte sich von der Hölle und den Menschen verlassen, und sie wollte auf ihre Art und Weise Rache nehmen. Im Visier hatte sie den Oberkellner oder Geschäftsführer des Ladens.

Der Mann war von einem fallenden Tisch zu Boden gerammt worden und versuchte, aus der Gefahrenzone zu kriechen.

Er kam nur so weit, bis sich die Person bückte.

Eine freie Hand reichte ihr aus!

Sie zerrte ihn hoch wie ein zappelnder Fisch. Der Mann schrie, und diese Schreie hörte auch ich, als ich mich durch die verdammten Scherben wühlte und das Restaurant betrat.

Ich konnte ihm trotzdem nicht helfen.

Wie einen Gegenstand, den keiner mehr haben wollte; schleuderte die Riesin ihn fort.

Er flog weit durch die Luft, krachte auf die Theke, wo er sich drehte, Gläser abräumte und mit dem Kopf gegen ein dort stehendes Bierfass prallte.

Bewegungslos blieb er liegen.

Plötzlich waren die Rufe verstummt. Für einen lang erscheinenden Moment breitete sich lähmendes Entsetzen aus.

Und in diese unnatürliche Stille hinein erklang meine Stimme. »Ich glaube, es reicht jetzt!«

Ein Satz nur, der aber von allen gehört worden war, denn die Blicke der Gäste richteten sich auf mich.

Ich war schon ziemlich weit gekommen, und diesmal hielt ich mein Kreuz in der rechten Hand.

Für mich war es in diesem Augenblick die ultimative Waffe, um gegen den abtrünnigen Riesenengel bestehen zu können.

Es war nicht der erste Engel, der auf der anderen Seite stand und gegen ihn kämpfte. Ich hatte vor kurzem noch Raniel gegenübergestanden und konnte mich auch sehr gut an den Flammenengel erinnern, der London hatte zerstören wollen.

Jeder war anders gewesen, so wie auch dieser, dessen Namen ich nicht einmal kannte.

Er hatte mich gehört, ich lauerte auf seine Reaktion. Der Abstand zwischen ihm und mir war gefährlich nahe. Wenn er wollte, konnte er mich nach einer blitzschnellen Drehung erreichen, aber das blieb einmal abzuwarten.

Noch tat er nichts.

»Dreh dich um, Engel!«

Sein dunkles Haar fiel bis auf die Schultern. Die Deckenleuchte war durch ihn zerstört worden, jetzt spendeten nur noch die Lampen an der Wand das nötige Licht, und sein weicher Schein weichte auch die Konturen des Engels auf.

»Dreh dich um!«

Es hatte dieser zweiten Aufforderung bedurft, damit er sich bewegte. Er tat es nicht schnell, sondern mit einer sehr langsamen Drehung, die von knackenden und knirschenden Geräuschen begleitet war. Das alles fand in seinem Körper statt, denn ein alter Fluch hatte ihn zur Statue werden lassen.

Er schaute mich an.

Ich hielt seinem Blick stand.

Eisblaue Augen, ein graues Gesicht, das Haar darüber dunkler.

Mit den Fingern der Rechten den »Gral« umklammernd.

Zum ersten mal sah ich ihn aus der Nähe, und zum ersten mal erkannte ich, dass seine rechte Hand nicht normal war. Die Hand hatte sich stark angeschwärzt, und die Hand war zu einer Klaue geformt worden, wobei die Finger sich verlängert hatten und noch ein Stück verwuchsen. Auch die Nägel hatten eine andere Form bekommen. Sie waren sehr hornig und spitz wie Messer.

Seine Augen bewegten sich, als er in die Öffnung des Kelchs schielte, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen.

Ich wollte ihn provozieren und sagte: »Ich bin der wahre Hüter des Grals, Namenloser, nicht du!«

»Ja, das weiß ich…«

Seine Stimme klang ungewöhnlich. Es war nicht zu erkennen, ob sie einer Frau oder einem Mann gehörte. Sie lag irgendwo dazwischen.

»Dann gib auf!«

»Nein…«

»Du kannst nicht gewinnen!«

Er blieb dabei, war unverbesserlich und wiederholte dreimal den Satz. »Ich will den Gral, ich muss ihn mir holen, denn man hat mich verlassen und verflucht. Man hat mir den Gral versprochen, aber man gab mir nur eine Nachahmung. Lilith und die Hölle haben mich enttäuscht. Ich wandte mich ab vom Licht, ich wollte in die Dunkelheit und sehr mächtig werden, aber ich war ihnen nicht genehm, doch jetzt, jetzt bin ich frei, um mir den Gral holen zu können.«

»Dazu müsstest du mich besiegen.«
»Ich bin bereit!«
War er verrückt, lebensmüde? Wenn ich ihn anschauen wollte, musste ich in die Höhe blicken. Er stand über mir, ein namenloser, lebender Corpus aus Stein, entstanden in einer tiefen Vergangenheit, wo es noch keine Regeln gegeben hatte. Verachtet, verflucht, verlassen. Ein Wesen, das mir eigentlich hätte Leid tun müssen.
Doch das stimmte nicht. Ich konnte kein Mitleid empfinden. Der Engel würde über Leichen gehen, meine eingeschlossen.
Die den Griff des Kelches umklammernden Finger bewegten sich.
Auf ihnen wuchs eine widerliche, hornige Haut, eingeschwärzt und mit braunen Flecken dazwischen.
Weshalb besaß der Engel diese Klaue?
Er schien meine Gedanken erraten zu haben. »Ich hatte sie gegen den Teufel erhoben, als ich mich von ihm verlassen fühlte. Die Klaue war sein Dankeschön, zusammen mit dem falschen Gral und meine Versteinerung, die auch ewig hätte dauern können, doch dann erschien der alte Mann, und ich spürte seine besondere Ausstrahlung, die es schaffte, mich zu erwecken.«
»Der alte Mann war mein Vater.«
»Das weiß ich.«
»Aber er hat keine Ausstrahlung, die…«
»Doch, er konnte den Fluch lösen. Er ist ein guter Mensch. Und nur jemand, der auf der anderen Seite steht, hat das Recht mich von meinem Schicksal zu befreien. So hat es der Satan festgeschrieben, und ich werde mich daran halten.«
»Das hat so lange gedauert?«
»Ja, es traute sich niemand in mein Gefängnis. Vier Männer kamen, die Tür zu öffnen, aber sie schafften es nicht, denn ihre Gedanken drehten sich um Macht, Gier und Verderben. Sie waren im Prinzip nicht besser als der Teufel. Ihre Seelen hätten auch in die Hölle hineingepasst. Nicht die deines Vaters. Und er ist es schließlich gewesen, der mir den Weg geebnet hat.«
Ich hatte den Engel reden lassen. Ich wollte ihn auch von mir, ablenken. Dem Anblick des Kreuzes hatte er bisher neutral gegenübergestanden, wobei ich nicht glaubte, dass dies auch der Fall sein würde, wenn er in einen direkten Kontakt mit meinem Talisman geriet.
Ich warf das Kreuz!
Es war ein Risiko, aber ich hatte so gut gezielt wie möglich – und traf auch.
Kreuz und Kette landeten gemeinsam in dem Kelch. Man konnte es auch anders ausdrücken.
Es war der Zusammenstoß zwischen Licht und Finsternis!

Und es begann mit einem Schrei!

Der Mund des Engels klaffte auf. In ihm schwappte so etwas wie ein dicker, grauer Klumpen, seine Zunge.

Gleichzeitig fing der Kelch an zu leuchten oder zu brennen, denn in seinem Innern sprühte es auf, als wären dort Feuerwerkskörper gezündet worden.

Aus der breiten Öffnung zischten die gelbroten Strahlen. Sie jagten hoch und erwischten sein Gesicht.

Der Schrei stand noch immer im Raum, und er steigerte sich noch, denn er wurde zu einem grellen Todesruf.

Ich sah, wie auch die schwarze Hand anfing zu glühen. Sie strömte ein dunkelrotes Feuer ab, und gleichzeitig fing der falsche Gral an, allmählich zu schmelzen.

Bisher war sein Metall noch hart geworden, nun weichte es auf, es erinnerte an gefärbtes Gummi, bildeten die ersten Klumpen, die allmählich nach unten rannen.

In langen Streifen fanden sie den Weg in die Tiefe, erwischten die glühende Hand, intensivierten die Glut noch, die sich immer weiter ausbreitete und den Arm hoch rann, um wenig später die Schulter zu erreichen. So floss sie zu dem anderen Arm, erreichte die Brust, Hüfte und Beine.

Zudem sackte die Gestalt zusammen, als hätte ein unsichtbarer Hammer auf ihren Kopf geschlagen.

Das Gesicht glühte ebenfalls in diesem intensiven Rot, und dann jagten plötzlich die Augen aus den Höhlen, als hätten sie einen ungemein starken Druck bekommen.

Ich hätte mich nicht wegducken können, so schnell waren sie.

Rechts und links huschten sie an meinem Kopf vorbei, und es war, als hätte man dem Engel das Leben genommen.

Aus, vorbei – endgültig!

Hatte er sich bisher noch auf den Beinen halten können, so geriet er jetzt ins Schwanken, sackte zusammen, und die Gäste, die aus ihrer Erstarrung erwacht waren, rannten davon.

Es war besser für sie, denn die Gestalt schlug mit den Armen um, als sie fiel. Dabei räumte sie noch einige Möbelstücke zur Seite, bis sie schließlich rücklings zu Boden krachte und starr liegen blieb.

Sie war noch da, aber sie hatte sich stark verändert. Es gab nichts Festes mehr an ihr. Der Kelch war zusammengeschmolzen, der Steinkörper hatte sich unter der magischen Kraft meines Kreuzes aufgelöst, und beides zusammen bildete einen breiten Fleck oder eine Lache, die allmählich eintrocknete.

Ich bückte mich, nahm das Kreuz hoch, drehte mich, um und verließ das Hotel Wie Ölgötzen standen die vier Geheimbündler auf dem Parkplatz vor dem Hotel und schauten in die Mündungen der Waffen,

die Suko und mein Vater auf sie gerichtet hielten.

Nichts war mehr von ihrer Sicherheit zu spüren. Mit ihren hell geschminkten Gesichtern und den langen Kutten wirkten sie einfach wie lächerliche Gestalten.

Und dennoch schauten sie mich herausfordernd und neugierig an, aber ich ging auf meinen Vater zu, nahm ihm die Maschinenpistole aus der Hand und sagte: »Hallo, Dad…«

Der alte Herr schluckte. »Danke, John.«

»Nein, es ist dein Verdienst. Aber darüber reden wir noch. Mutter wird sich freuen.«

»Das glaube ich auch.«

Er trat zurück und wischte durch seine Augen, weil dort etwas verräterisch funkelte.

Aus Sukos Stirnwunde rann kein Blut mehr. Wenn man ihn anschaute, konnte man trotzdem Angst vor ihm bekommen.

»Und nun zu Ihnen«, sagte ich. »Sie können Ihre Pläne begraben, den Engel gibt es nicht mehr. Diesmal ist er von mir besiegt worden. Ich weiß nicht, ob und wie stark Sie sich strafbar gemacht haben, meine Herren, ich bin auch hier kein Richter, ich werde sie auch nicht der belgischen Polizei übergeben und vergesse auch die Entführung meines Vaters, aber hüten Sie sich davor, mir noch einmal über den Weg zu laufen. Lösen Sie ihren verdammten Geheimbund auf, es ist besser, und sehen Sie zu, dass Sie mit Ihrem Gewissen zurechtkommen.« Sie schwiegen.

Nach einer Weile fragte der Mann mit der Brille: »Können wir gehen?«

»Ja, hauen Sie ab, verdammt!«

Wir gingen auch, als sie schnell wegliefen. Und wir schritten den ersten Gästen entgegen, die das Hotel mit totenblassen Gesichtern verließen. Wir beantworteten keine Fragen, denn ich wollte nur eines. Ein großes Bier trinken, vielleicht auch zwei und nicht mehr an den namenlosen Engel erinnert werden…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 682 »Das Geisterkind«